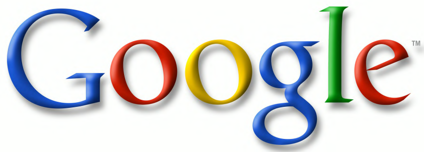
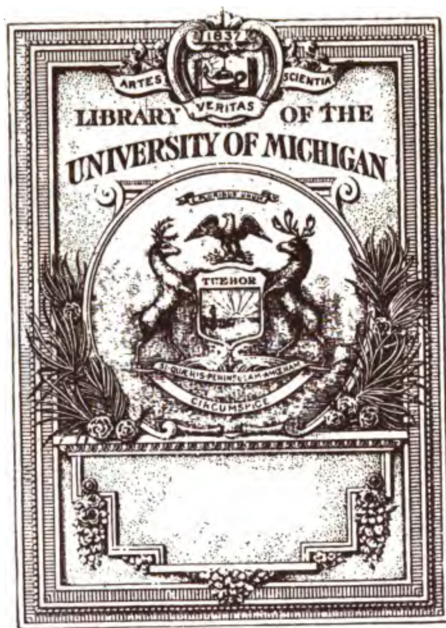
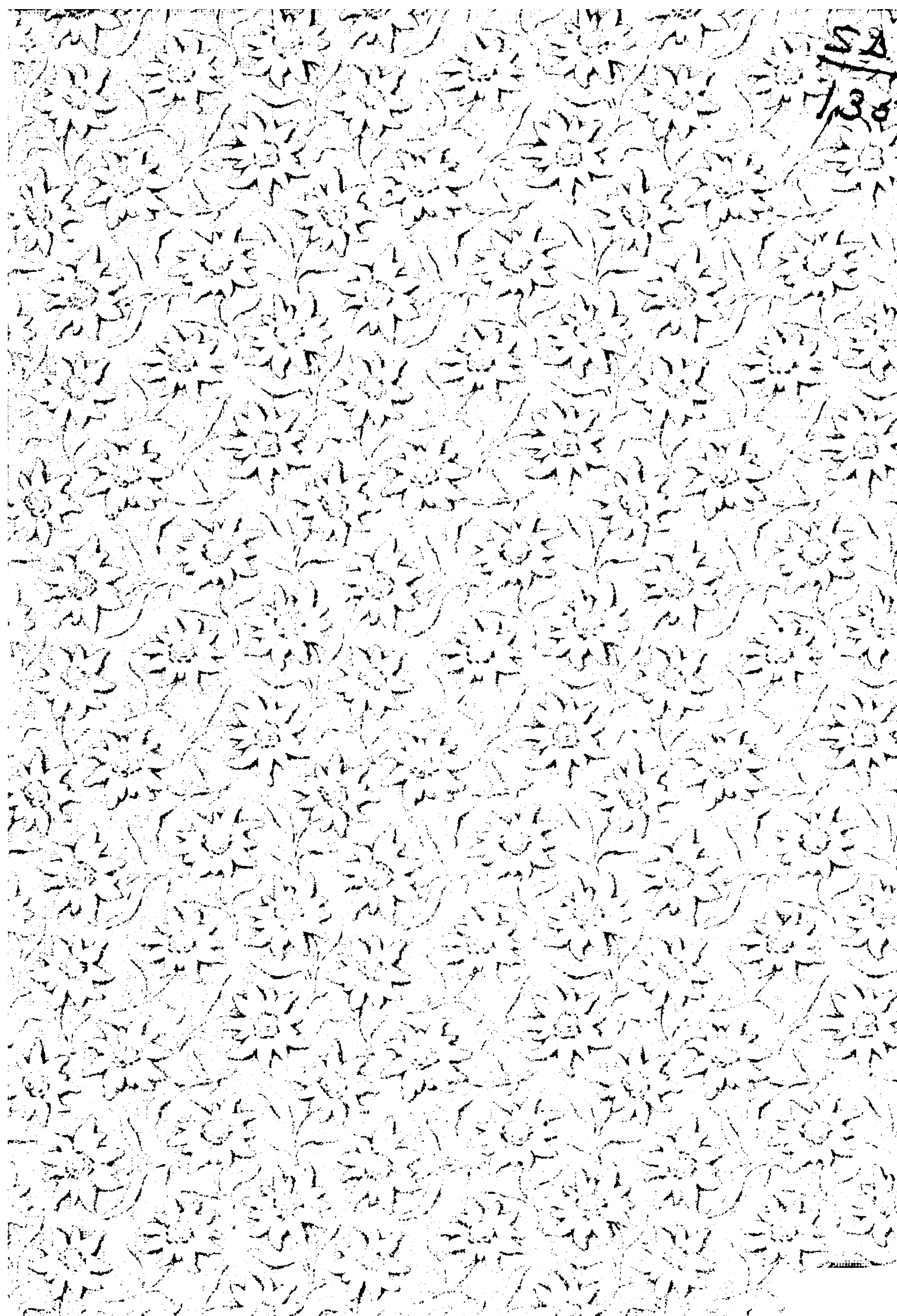



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Gute Kameraden.

Gute Kameraden.

Persönliche Erinnerungen
an berühmte und beliebte Zeitgenossen.

Von

P. K. Rosegger, 1843 —

Mit 12 Porträts.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1893.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Vorwort.

Wenn man so ein halbes Jahrhundert lang herumregiert auf der Welt, da erlebt man etwas und lernt allerhand Leute kennen. Die Unbedeutenden und Gleichgiltigen, und schon gar die Unguten läßt man abseits stehen, ganz abseits, und kümmert sich nicht weiter um sie. Die Tüchtigen und Warmherzigen und Treuen hat man lieb und vergilt ihnen die gute Kameradschaft wie man kann. Und wenn diese guten Kameraden nun gar bedeutende und berühmte Menschen sind, die bei aller Welt in Ansehen stehen und von denen alle Welt gerne recht Vieles und recht Trautsames erfahren möchte — und man hat die immerdar schreibfrohe Feder in der Hand, was wird geschehen? Man wird von denen, die mit ihrem edlen Wesen und ihren schönen Thaten in der Oeffentlichkeit dastehen, öffentlich sprechen. Ihnen kann das nicht schaden, uns aber anregen, ergötzen und stärken, weil wir in ihnen Mitkämpfer, Führer, Künstler, Verschönerer des Lebens sehen — gute Kameraden.

Viele bedeutende Menschen zu Freunden zu haben, dieses unverdiente Glück gab mir der Himmel. Die Lebendigen folgen vielleicht einmal in einem zweiten Fähnlein. Diese Blätter gelten vorzugsweise den Heimgegangenen. Und daß auch diese

lebendig bleiben in unserer dankbaren Erinnerung, deshalb ist es, daß ich von ihnen sprechen will und sie in ihrer echten Menschlichkeit fixiren, so wahr und unbefangen es sein kann. Wenn dann die Biographen kommen, die haben es auch gerne, wenn unmittelbare Aufzeichnungen da sind zu ihrem Behelfe. Unmittelbar sind diese Aufzeichnungen, weil sie zumeist vom persönlichen Verhältnisse ausgehen; daraus folgt auch, daß von mir selbst viel die Rede sein muß. Wer mir das als Selbstbespiegelung auslegen wollte, der müßte mir erst sagen, wie das anders zu machen wäre.

Der Ordnung wegen, und weil ich Alle gern beisammen habe, sind Anastasius Grün, Franz Stelzhamer und Berthold Auerbach aus dem Buche „Meine Ferien" (A. Hartleben, Wien) eingeladen worden, in diese Versammlung herüber zu kommen. Vor allem der wichtigste aber wäre Robert Hamerling. Dieser beste meiner Kameraden hat aber in meinen „Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling" (Wien, A. Hartleben) schon sein eigenes Büchlein, in welchem er durchs Land zieht. Kann ich ihn also da nicht einverleiben, so hat er gleichwohl hier als der Erste das Heimatsrecht.

Der Verfasser.

Vielleicht interessirt es den geehrten Leser, die Persönlichkeiten, von denen hier die Rede sein wird, auch im Bilde zu sehen. So war es meine Sorge, das Buch mit den wohlgetroffenen Porträts zu schmücken. Es ist Gewicht darauf gelegt worden, daß die Bilder aus jener Zeit stammen, in welcher der Verfasser dieser Erinnerungen mit den vorgeführten Zeitgenossen bekannt geworden ist, oder am lebhaftesten mit ihnen zu verkehren Gelegenheit hatte.

Der Verleger.

Inhalt.







Ludwig Anzengruber.

Es ist nicht leicht, in kurzer Fassung einen bedeutenden Menschen zu charakterisiren; einen Mann, den man ein halbes Menschenalter gekannt, geliebt, mit dem man gewesen in verschiedensten Lebenslagen, dem man gefolgt in seine geistigen Weiten und Tiefen, den man mit Jauchzen steigen, mit einem Aufschrei des Schreckens fallen gesehen.

Aber es ist so süß, auch in Erinnerung noch mit solchen Menschen umzugehen.

Der Redacteur des „Magazin“ in Berlin lud mich zuerst ein, Erinnerungen an Ludwig Anzengruber zu schreiben. So fragte ich mich: Was soll ich denn? Soll ich sein Leben schildern? Seine literarischen Thaten? Seinen Charakter? Das Alles ist schon fertig, leset Anton Bettelheim's „Ludwig Anzengruber. Der Mann — sein Werk — seine Weltanschauung.“ (Dresden, L. Ehlermann, 1891.) Was ich hier mit Fug thun kann, das ist kurz mein persönliches Verhältniß zum großen Dramatiker zu schildern, auf die Gefahr hin, schon Bekanntes zu wiederholen.

Jemand that einmal folgenden Ausspruch: Als die Natur in einem und demselben Lande zu einer und derselben

Zeit den Anzengruber und den Rosegger nebeneinander hingestellt, hat sie sicherlich ein Spitzbubenstück geplant. Zwei Bauerndichter, zwei Mundartdichter und Realisten, die gleichen Stoffe, die gleichen Ziele, das gleiche Publicum, den gleichen Ehrgeiz! War's nicht etwa darauf hin angelegt, daß diese beiden Literaten und Erfolgbeflissenen sich insgeheim gründlich hassen sollten? Und schrieb nicht der eine in Wien einst pseudonym ein herrliches Volksstück, für das der andere in Graz applaudirt ward, weil man dort diesen anderen für den Verfasser hielt?*) War das nicht Bosheit genug, um nachher in dem Herzen des Grazers alle Geister der Mißgunst, des Neides zu erwecken?

Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn ich so gut hätte Komödien schreiben können, wie er. Aber weil ich das nicht konnte, was blieb übrig, als mich zu freuen, daß einer aufgestanden, der's konnte! Und ich freute mich redlich.

Wie wir uns kennen lernten?

In unserer Stadt lebte um das Jahr 1870 ein Zeitungsrecensent, dem das neue, erst frisch aus Wien gekommene Stück „Der Pfarrer von Kirchfeld" gar nicht gefallen wollte. Weil der Verfasser seinen richtigen Namen nicht dazugeschrieben, so kam der Recensent wohl auf den Verdacht, daß ein Einheimischer das Stück gemacht haben könnte, so ein „Naturdichter", wie sie damals, aus mißrathenen Schneidergesellen entstanden, auf der Gasse umliefen. Er that daher das neue Volksstück mit ein bißchen hoher Anerkennung und vieler Ironie in wenigen Zeilen ab. Da fragte ich mich verblüfft: Ist dieser Mann — der Recensent — auch recht bei Troste? Ein solches Stück wegzuwerfen, weil es etwa nicht genau

*) Siehe „Meine Ferien". Wien, A. Hartleben.

in die Schablone paßt, die er sich mühsam eingepaukt und nach der er alle geistigen Größen und Originale zu messen pflegte! In meiner Entrüstung that ich etwas, das ein Poet zwar nie thun soll — ich ward Recensent. Ich schrieb einen Aufsatz über das neue Stück, in welchem dessen Werth und Bedeutung mit fast leidenschaftlich heißen Worten zur Würdigung kam. Zwar ward mir der zünftige Recensent darob böse, aber der Dichter ward mir gut. Nach der Veröffentlichung meines Aufsatzes schrieb mir ein gewisser Ludwig Anzengruber aus Wien, daß er der Verfasser des Stückes sei, welches ich so mannhaft und warm in Schutz genommen.

Die Vorstellungen des „Pfarrer von Kirchfeld", welche auf die mattherzige Recension des Schablonenkritikers bereits erlahmt waren, setzten in Folge meines Aufsatzes wieder frisch ein, die Häuser waren stets ausverkauft und selbst vom flachen Lande strömten die Leute herbei, um das merkwürdige Drama zu sehen. Da gab's oft ein Schluchzen und ein Jubeln im Theater, wie es bislang bei uns kaum erlebt worden. Die Aufführung war freilich auch musterhaft, nie habe ich seither einen Pfarrer Hell, einen Wurzelsepp gesehen, der mit den Leistungen der Herren Roll und Martinelli vergleichbar gewesen. Martinelli genießt noch heute mit vollem Recht den Ruhm, der beste jetzt lebende Anzengruberrollendarsteller zu sein.

Nach wenigen Wochen fand in Graz die fünfundzwanzigste Vorstellung des „Pfarrers" statt und zur höheren Feier derselben ward der Dichter eingeladen, ihr beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit nun habe ich Ludwig Anzengruber persönlich kennen gelernt. Bei dem Festmahle, welches nach der Vorstellung stattfand, saßen wir uns gerade gegenüber. Zwischen

uns auf dem Tische hohe Champagnerflaschen und ein sehr üppiger Blumenstrauß. Wir guckten manchmal so ein wenig zwischen durch aufeinander hin, sprachen aber nicht viel. Als vom Schauspieler Roll eine begeisterte Rede auf ihn gehalten wurde und ich beim Anstoßen aus Begeisterung mein Glas in Scherben stieß, flüsterte mir Anzengruber, im Gesichte tief roth vor Befangenheit, durch die Blumen die Frage zu, ob auch er nun etwas reden müsse? Ich kannte die Pein und sagte, er habe schon geredet.

Erst am nächsten Morgen, bei einem gemeinsamen Spaziergang wurden wir mitsammen vertrauter. Ich wollte ihm rasch die Schönheiten der Umgebung von Graz zeigen, allein er war etwas schwerfällig und behäbig, sagte in seiner langsamen Sprechweise, die Naturschönheiten habe er ohnehin in Wien in seiner Schreibstube, hier wolle er den guten Freund haben, und er schlage vor, daß wir uns irgendwo „hineinsetzten" und gemüthlich miteinander plauderten. — Und als wir uns nachher in ein Wirthshaus „hineingesetzt" hatten, fragte ich ihn, was es denn in seiner Schreibstube zu Wien für großartige Naturschönheiten gäbe.

„Allerhand", antwortete er. „Ich denk' mir sie halt."

Es war ein bedeutsames Wort gewesen. Er dachte sich die Naturschönheiten, so wie er sich seine Bauern dachte. Ach, selten hatte er Gelegenheit, das ernstheitere Landleben zu beobachten und zu genießen. Denn mit der Gesundheit und Weltfreudigkeit, wie man sie auf dem Lande findet, war es bei Anzengruber nicht zum besten bestellt. Alle Achtung vor großartiger Dichterphantasie, aber es ist doch ein Unterschied, ob man sich die schöne Natur und die gesunde Luft und die natürlichen einfältigen und vielfältigen Menschen bloß denkt, oder sie wirklich sieht und erlebt.

Also wir hatten uns hineingesetzt in ein Wirthshaus. ’s ist ein hübsch langer Sitz geworden; denn alles, was dieser Mann anging, führte er gründlich durch — auch das Gabelfrühstück. Plötzlich fragte er mich: „Ist es unangenehm, wenn Ihnen jemand etwas Schmeichelhaftes sagt?“

„Es kommt darauf an, wer es sagt,“ war meine Antwort.

„Wenn es der Kirchfelder sagt!“ warf er ein.

Der Kirchfelder, das war er selber, denn also pflegten ihn in Bezug auf sein Stück seine Freunde zu nennen.

„Der Kirchfelder soll’s nur sagen,“ sprach ich.

„Mein Pfarrer hätte den Weg schon auch allein gemacht,“ versetzte Anzengruber, „aber wahrscheinlich sehr langsam, und gerade dieses Stück taugt für die jetzigen Tage. Darum haben Sie mit Ihrem Aufsatze, der in vielen Zeitungen abgedruckt wird, dem Kirchfelder einen Freundschaftsdienst geleistet, der Ihnen nicht vergessen sein soll. Ich glaube, Freund, wir halten zusammen.“ Er hielt mir seine Hand hin, und wie schon vorher seine Sache die meine gewesen, so war von nun an auch seine Person fast die meine. Alles, was im Guten oder Schlechten ihm je widerfahren, habe ich so empfunden, als ob es mir selber geschehen wäre.

Von diesem Tage an sahen wir uns oft und schrieben uns noch öfter. Ich besitze von Anzengruber eine große Anzahl Briefe, wovon die aus den ersteren Jahren voller Lebensfrische, Schaffensfreudigkeit und Bummelwitzigkeit sind, wogegen die aus späterer Zeit ernst, oft trüb und sorgenvoll gestimmt, manchmal zweifelnd an der Menschheit, sogar an sich selbst.

Eine Anzahl dieser Briefe soll weiter unten mitgetheilt werden. Ein paarmal ist er zu mir nach Steiermark gefahren, öfter kam ich zu ihm nach Wien.

Wenn ich nach Wien kam, waren wir gerne beisammen. Wir besprachen unsere gegenseitigen literarischen Pläne, er las mir seine neuen Arbeiten oder Theile derselben vor, sowie auch ich Kopf und Herz vor ihm auspackte. Manchmal setzten wir uns in irgend ein Wirthshaus oder Kaffeehaus zusammen und führten die wunderlichsten Gespräche über den Social-Communismus, den Pessimismus und den Materialismus in der Literatur. Ich vertrat stets den idealeren Standpunkt, manchmal mit nervöser Leidenschaftlichkeit, er blieb in seiner kernigen Art ruhig, warf nur bisweilen in seiner klobigen Wiener Mundart ein höchst drastisches Wort hin, durch welches er das Gespräch ins Scherzhafte zu spielen wußte. Manchmal — wie unversehens — entschlüpfte ihm ein ganz besonders warmherziges Wort, obzwar er mit Gefühlsausdrücken nicht verschwenderisch war, wie das auch in seinen Schriften zu merken ist. „Wenn ich schon Gefühl ausdrücken soll," sagte er einmal scherzhaft, „so will ich fluchen." Seine Aussprüche waren stets kurz und schlagend und trugen schon wegen der ruhigen, scheinbar gleichgiltigen oder humoristischen Art, in der sie vorgebracht wurden, das Merkmal der Ueberlegenheit an sich. Diese Art kam ihm überaus zu Statten. Es war vielleicht nicht immer der richtige Nagel, auf den er hieb, allemal aber traf er ihn auf den Kopf.

Wenn mich eines seiner Werke entzückt hatte, so ließ ich meiner Begeisterung ihm gegenüber freien Lauf. Er ertrug es ruhig, schmunzelte manchmal ein wenig, oder murmelte in seinen Bart eine kaustische Bemerkung, die von einem kurzen, hellen Auflachen begleitet war. Wenn mir an seinen Werken bisweilen etwas nicht richtig schien, so sagte ich es auch heraus; er ertrug es ebenso ruhig und ließ sich deswegen seinen Appetit am Nachtmahle oder seinen Genuß an

der Cigarre nicht verderben. Einmal, dünkt mich, bin ich sogar grob mit ihm geworden, und zwar wegen einer Sache, die mich eigentlich gar nichts anging. In den letzten Jahren kam er selten mehr aus Wien hervor, außer wenn er eine Vorlesereise machte oder eine Badecur gebrauchte. Ich ward nicht müde zu rathen, daß er im Sommer Wien verlassen und auf die Sommerfrische gehen solle; abgesehen davon, daß der Landaufenthalt ihm für neue Schöpfungen Stoff geben würde, wäre es doch auch seinen Kindern zu wünschen, daß sie sich auf grünem Rasen und im freien Walde umhertummeln könnten. Einmal gab er mir auf solchen Vorschlag eine so ablehnende, nachgerade das Landleben verachtende Antwort, daß ich eben so derb wurde und ausrief: Was das für ein Volksdichter sei, der das Volk meide! — bis er über meine Entrüstung in ein helles Lachen ausbrach.

Und ich glaube auch heute noch, daß ihm alljährlich einige Monate Landaufenthalt nicht geschadet hätten, weder seiner Person noch seinen Dichtungen.

Etliche seiner Bauerngestalten, so gestand ich ihm einmal, wären mir zu wenig natürlich und zu sehr von Anzengruber'scher Weltanschauung durchdrungen.

„Nun?" fragte er, „und was weiter? Ich bin nicht dafür vorhanden, daß ich naturwahre Bauerngestalten mache, sondern ich schaffe Gestalten, wie ich sie brauche, um das darzustellen, was ich darzustellen habe."

Dieser Ausspruch, der mir sehr bezeichnend scheint, weshalb ich mir ihn genau gemerkt, dürfte um das Jahr 1875 gefallen sein.

Den Dichter Anzengruber sah die Welt nicht werden. Als er hervorging, war er vollendeter Meister. Die Mecäne, die Schulmeister konnten ihn nicht fördern und aufhelfen, sie

hatten hier nicht Gelegenheit, mit einem Anfänger nachsichtig, einem allmählich Wachsenden Protector und Führer zu sein. Daher der Respect vor ihm als er erschienen, der im Verborgenen unter schweren Kämpfen Selbstgewordene, denn das war ein Herrgott, den man nicht als Birnbaum gekannt.

Den Städtern hat Anzengruber das Bauernthum wesentlich näher gebracht, er hat ihr Interesse für dasselbe erweckt. Intime Kenner des Volkes indes sagen, daß der Bauer im Grunde anders sei, wie Anzengruber ihn schildert; ich will das gerade nicht so behaupten. Im Bauernvolke giebt es, wie überall, die mannigfaltigsten Leute, gewiß auch solche, wie sie unser Dichter darzustellen liebte. Es geht überhaupt nicht an, zu sagen: So ist der Bauer und so ist er nicht. Auch der Bauer ist in erster Linie Mensch und als solcher eigentlich unerklärbar und unerschöpflich. Das äußere Gehaben des Bauers ist so wenig verläßlich, als das des Salonmenschen, es will bisweilen gerade das Gegentheil zeigen von dem, was Kern und Natur ist. Wer den Bauer bloß beim Lodenrock packt, der hat ihn noch nicht, er muß ihm näher an den Leib rücken, und ich glaube, Anzengruber hat es daran zumeist nicht fehlen lassen. Manchmal allerdings ist der Anzengruber'sche Bauer mehr gedacht als geschaut.

* * *

In späteren Jahren hatte ich ihn selten mehr allein. Kamen wir irgendwo zusammen, so fand sich bald auch eine größere Gesellschaft von guten Freunden ein, und die Unterhaltung ward eine allgemeinere, heiteren und flüchtigeren Charakters. An das eine erinnere ich mich, nämlich, daß in ernsteren Dingen ich häufig anderer Ansicht war als alle übrigen, die sich gerne um die Fahne Anzengruber's scharten.

Erst wenn der eine oder der andere wieder mit mir allein war, gab er mir bei, einer einmal sogar mit dem Geständniß, Anzengruber habe eine so sichere und ruhige Art, selbst das Unrichtigste so zu behaupten, daß man ihm unwillkürlich beistimme. Manchmal aber war der Schelm in ihm, und etwas, das er den ganzen Abend lang im Gasthause scheinbar ernsthaft und mit würdigster Ruhe behauptet und vertheidigt hatte, konnte er nachher im Kaffeehause beim „Knickebein" mit einem einzigen lustigen Worte über den Haufen werfen. Natürlich purzelten seine Nachbeter lustig mit.

Ludwig Anzengruber war eine knorrige, etwas unbehilflich schwerfällige Gestalt. Seine starkgeröthete Gesichtsfarbe, seine scharfgebogene, charakteristische Nase, seine hohe Stirne, sein blondes, nach rückwärts wallendes Haar, sein röthlicher langer Vollbart, seine falben Augenwimpern gaben ihm schier das Aussehen eines teutonischen Recken. Aber auf diesem urgermanischen Gesichte saß ein Zwicker; und auch seine starke Dichterseele hatte manchmal einen solchen Zwicker auf, der ihr nicht gut zu Gesichte stand, einen Zwicker mit dunklen Gläsern — den Pessimismus. Aber erst in späteren Jahren ist der Dichter so kurzsichtig geworden, daß er bisweilen, aber nur bisweilen, sich eines solchen Zwickers bedienen mußte. In seinen großen Werken war er von jenem Optimismus durchdrungen, den jeder echte Dichter haben wird und der sich in der Dichtkunst nicht in heiteren Idyllen äußern muß, sondern vor allem dadurch, daß die poetische Gerechtigkeit waltet. Denn es ist nicht wahr, daß in der Welt stets das Laster siegt und die Tugend untergeht, es ist vielmehr wahr, daß die Schuld sich rächt und die gute That Segen bringt. Aber auf der Hand liegt das nicht immer; etwas tiefer muß man blicken, um das göttliche Walten zu erkennen. —

Derlei Gedanken gaben denn zwischen ihm und mir Anlaß zu mancherlei Erörterungen, und ich glaube, daß dieselben nicht ganz fruchtlos gewesen sind.

In seinen Absichten und Entschlüssen zeigte er sich stets entschieden, fremden Einwand kühl ablehnend; und doch war er leichter zu bewegen, zu überzeugen, als es den Anschein hatte; spröde und trocken war nur seine Schale, sein Kern war mild und weich.

Gar nicht einverstanden war er mit unserem Culturleben, mit unseren socialen Verhältnissen. Oefter als einmal war es, daß er beim Glase das Gespräch darüber plötzlich abbrach, vor sich hinstarrte, als wäre er versunken in eine Erscheinung, und halbverständlich etwas von „Mord“ und „Brand“, von „nieder“ und „empor“ u. dgl. murmelte.

„Aufhören's!“ rief ich ihn dabei einmal an.

Wie aus einem Traume richtete er sich auf und zu mir gewendet, sagte er: „Sie wollen's ja nicht anders! Bitten und Warnen hilft ja nicht! Da draußen auf der Au reiten sie beim Wettrennen die Pferde zu Tode, die Tausende von Gulden gekostet, und fünfzig Schritte daneben stürzt sich von der Donaubrücke ein Weib mit einem Kinde vor Hungersnoth ins Wasser. Es ist ein — — Mir graust!“ Damit brach er solche Gespräche ab.

Dort die übermüthigen Sportsmen, hier die Verhungernden! Freilich, ein solcher Wettlauf müßte auch einen gewöhnlichen Menschen pessimistisch stimmen. Um wie viel mehr erst leidet darunter das für Recht erglühende Herz eines Dichters! Zudem hat Anzengruber das Mißverhältniß zwischen Verdienst und Lohn nur zu sehr an sich selber empfinden müssen. Viele Jahre nach dem ersten ruhmreichen Auftreten seines „Pfarrers von Kirchfeld“ und anderer seiner

großen Dramen hatte mir der Dichter zu schreiben: „Ich habe nun neun Jahre Schriftstellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus produciren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Production aus dem Vollen zulassen."

Das war zur Zeit, als Operettenmacher in der Stadt sich Paläste und auf dem Lande schloßartige Villen bauten!

Im Winter des Jahres 1886 wurde auf dem Grazer Theater ein neueres Stück von Anzengruber versuchsweise gegeben, welches für Wien als eine Weihnachtskomödie geschrieben, dort aber abgelehnt worden und also heimatlos war. Das Stück hieß: „Heimg'funden". Das Grazer Publicum fühlte sich von der herzenswarmen Komödie angemuthet, ich schrieb aus diesem Anlasse für die Wiener „Deutsche Zeitung" einen Aufsatz über das Stück „Heimg'funden".

Um dieselbe Zeit war zu Wien aber ein löbliches Preisrichtercollegium in großer Verlegenheit. Das hatte den Grillparzerpreis zu vertheilen und sah keinen würdigen Dichter dafür. In dieser Bedrängniß verfiel das Preisrichtercollegium, durch meinen Aufsatz aus Graz aufmerksam gemacht, auf die Thatsache, daß in Wien ein Dichter lebe, Namens Ludwig Anzengruber, welcher schöne Theaterstücke schreibe und das neueste davon, „Heimg'funden" genannt, sogar in Graz an der Mur mit großem Erfolge aufgeführt worden sei. Die Folge solcher Kundmachung war, daß Anzengruber für dieses Stück den Grillparzerpreis von 2000 Gulden erhielt.

Selten war es mir in meinem Leben gegönnt, einem Freunde etwas wirklich Gutes zu erweisen, um so größer war meine Freude, als es mir bekannt wurde, daß ich die

Ursache der Preiskrönung Anzengruber's gewesen bin. Und die kleine Eitelkeit, gerade davon zu sprechen, müßt Ihr mir schon verzeihen. Es soll ja auch Euch gern erlaubt sein, davon zu plaudern, falls Ihr einmal einem deutschen Dichter eine Aufmerksamkeit erweist, außer der, seine Werke aus der Leihbibliothek holen zu lassen.

* * *

Nachdem ich nun mit etwas unbefangen lauter Stimme erzählt, was ich ihm sein konnte, will eingestanden werden, was er mir gewesen. — Was Ludwig Anzengruber mir gewesen ist? Erstens einmal das, was er als Dichter jedem war, der ihm horchte, zweitens das, was der Dichter solchen gewesen, die mit besonderer Begeisterung seine Werke in sich aufnahmen, und drittens endlich noch Einiges dazu.

Noch Einiges dazu! das Persönliche. Seine Person und ihre Wirkung auf die meine.

Es giebt Menschen, welche nur Glut oder Eis sein können. Sie müssen lieben oder hassen. Von Natur aus sind sie geneigt, allem vertrauensselig entgegen zu kommen, alles mit Wohlwollen zu umfangen, und erfahrene Freundlichkeiten mit loderndem Herzensfeuer zu erwidern. Begegnen sie aber irgend einem Mißwollen, einer Feindseligkeit, alsbald sind sie so überschwenglich in Trotz und Haßgefühl, als sie es sonst in Liebe gewesen. Das leidenschaftliche Herz wäre ein Glück für den, der es im Busen trägt, wird behauptet. Nun zu solchen unglücklichen Glücklichen gehörte auch ich, und derlei Feuer ein wenig zu dämpfen, lehrte mich Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann kannte keine Ueberschwenglichkeit. Wen er gern hatte, dem war er im gewöhnlichen Verkehre warm zugethan; wen er nicht leiden konnte, dem ging er ruhig aus

dem Wege und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Nie hat ihn das Glück übermüthig, nie das literarische Mißgeschick irre gemacht. Er ward vergöttert und verketzert wie kaum ein anderer seiner Zeit; die sanguinischesten Liberalen priesen in ihm den Heiland des Volkes — er lächelte in seinen Bart; die Orthodoxen verfluchten ihn als Antichristen — er lächelte in seinen Bart. Er ward gelobt, und schwieg, er ward verhöhnt, und schwieg. Heute hub die Mitwelt ihn jubelnd auf den Schild, er blieb ernst und ruhig; morgen ließ sie ihn treulos fallen, er blieb ernst und ruhig. Vielleicht war er so ernst, weil er, unter Ausnahmen vertrauensinniger Stimmungen, die Menschen nicht ernst nahm; vielleicht blieb er so ruhig, weil er die ruhelose Art der Volksgunst, die Unbeständigkeit der Welt kannte. Aber dieser ruhige Ernst gab ihm eine Männlichkeit und Würde, welche unbeschreiblich für ihn einnahm. Sein Geist war nicht schulfabriksmäßig gebildet worden, er hatte in den Irren und Wirren der Welt sich selbst zurechtfinden müssen; und doch war es ihm gelungen, sich eine Ebenmäßigkeit des ganzen Wesens anzueignen, die uns anderen zu einem leuchtenden Vorbilde dienen konnte.

Unrecht geschah ihm oft, vertheidigt hat er sich fast nie. Um so heißer empfand ich manchmal das Verlangen, für den Freund in die Schranken zu treten.

Einmal standen die Volksschullehrer gegen ihn auf. Er hatte für die von ihm redigirte Zeitschrift „Die Heimat" zu einem fertigen Holzschnitte ein übermüthiges Geschichtlein geschrieben über einen Dorfschulmeister der alten Zeit. Das ward mißverstanden, eine große Anzahl von Lehrerblättern tadelte ihn scharf, einige wollten ihm bei dieser Gelegenheit den bigotten Schulmeister von Alt-Oetting (im „Pfarrer von Kirchfeld") vergelten. Sie übersahen, daß wohl kaum ein

anderer Dichter unserer Zeit so energisch im Sinne der neuen Volksschule gewirkt hatte, als eben Anzengruber. Ich wollte sie daran erinnern, darauf er: „Wie, Sie wollen einen Lehrer belehren?“ Uebrigens rechtfertigte er sich in der Schulmeistersache später selbst durch einige maßvoll gehaltene Zeilen.

Unvergleichlich ernster als der Schulmeisteransturm war der „Pfaffenkrieg“, der gegen Anzengruber seit Anbeginn seiner literarischen Laufbahn geführt wurde. Den Gegnern war kein Mittel zu schlecht, um den Dichter bei dem Volke in Mißcredit zu bringen. Mit dem für uns Volkspoeten eigens erfundenen Spottnamen „Lederhosendichter“ richteten sie nicht viel aus; im Gegentheile, die lederbehosten Alpenbauern wurden nun erst begierig, einen solchen, auch auf das Beinkeid bedacht nehmenden Dichter kennen zu lernen. Besser machte sich schon das Schlagwort vom „gottlosen Freimaurer“; unter dieser von der Kanzel her bekannten Bezeichnung denkt sich die katholische Landbevölkerung einen Ausbund von Gottlosigkeit, Verführungskunst und Schlechtigkeit. Am wirksamsten aber war die folgende Kampfart: Man mißdeutete in Anzensgruber's Dramen die von wahrer Moral beseelten Sentenzen, unterschob den Aussprüchen einen falschen Sinn und schrie dann: Sehet den Unchristen! Also trieben sie es besonders beim „Pfarrer von Kirchfeld“, beim „Gewissenswurm“ und beim „Vierten Gebot“. Sie hatten wohl ihren guten Grund, diesen Dichter zu bekämpfen, aber den wollten sie nicht sagen. Er stand gegen orthodoxe Aeußerlichkeiten, und sie sagten, er verfolge das Christenthum.

Gegen solche Kampfesweise habe ich denn mehrmals mit zornigen Artikeln dreingeschlagen in der Absicht, die Gegner eines Besseren zu belehren. Anzengruber sah mir stets schweigend zu, lachte wohl wieder einmal in seinen Bart, und ich



wette keinen sächsischen Pfennig, ob er mich nicht ausgelacht hat. Einer, der jene Gegner mit Vernunftgründen überzeugen will — es ist in der That zu lächerlich. Werde es in Zukunft wohl auch bleiben lassen.

Also war Anzengruber durch seine würdevolle Ruhe mir der beste Wegweiser, durch sein Schweigen manchmal der beredteste Lehrer.

* * *

Als 1872 meine Mutter gestorben war, tröstete mich Anzengruber brieflich mit unendlich innigen Worten.

Drei Jahre später sollte ich sie ihm zurückrufen müssen, als er seine Mutter verlor, „die er geliebt mit einer Liebe, wie sonst keinen Menschen auf der Welt". Dieses Wort hat er Jahre vor ihrem Tode gesprochen und Jahre nach ihrem Tode in bitterer Wehmuth wiederholt.

In jenen Jahren war es oft, daß ich an meinem schriftstellerischen Können verzagte, daß mir vor Muthlosigkeit die Feder aus der Hand sinken wollte. Immer auf die Leiden meiner Kindheit blickte ich zurück und erging mich in Dichtungen, die mir das Herz versengten. Darauf schrieb er mir: „Rasten Sie sich nur einmal aus!"

Auch diese Aeußerung sollte ich ihm zurückgeben müssen nach Jahren.

Anzengruber arbeitete nicht leicht, hatte aber die Gabe, bei einem festgefaßten Stoffe zu verweilen jahrelang, ihn ausreifen zu lassen. Er schuf eben mehr mit dem Verstande und war nicht so sehr auf die flüchtige Gemüthsstimmung angewiesen. In ihm lebte eine starke Kraft, die nur etwas schwer beweglich war und wohl auch als Anstoß der Anerkennung der Leute bedurfte. Wo diese versagt wird, da erlahmt

endlich auch ein gewaltiger Dichterflug, und statt uns Aetherwogen zuzufächeln vom hohen Himmel, peitschen die Flügel des Adlers den Staub der Straße auf.

Ludwig Anzengruber wurde Redacteur, beziehungsweise Schreiber des politischen Witzblattes „Figaro". Auf mein Vierzeiliges:

„Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen;
Ein tragischer Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!"

antwortete er: „Ich bitte Sie, Pegasus im Joche muß froh sein, daß er im Circus durch den Reifen springen darf — das ist immer noch Kunst."

In Wien hatte ich seit Jahren einen drolligen Widersacher, der mir unter mancherlei Vermummungen bei jeder Gelegenheit öffentlich einen gallischen Rippenstoß versetzte und bei meinen Werken vor allem den Erfolg nicht verzeihen konnte. — Fragte ich einmal: „Was dieser Mensch nur hat?"

„Nichts hat er," antwortete Anzengruber.

In solchen scharfpointirten Aussprüchen lag Salz, mit welchem er manchem den Kohl gewürzt, manchem die Suppe versalzen hat. Doch wußte er seinem Epigramm zumeist eine gutmüthige Wendung zu geben; also setzte er damals auch bei: „Beneidet zu werden, ist doch ein Vergnügen. Ich wollte, auch mir würde es öfter zutheil."

Zu einer gewissen Genugthuung gereichte ihm die Kritik, welche mit wenigen Ausnahmen ihn stets hoch gehalten hat. Aber glücklich machte ihn das auch nicht. „In der Zeitung steht, was ich für ein Kerl bin!" murmelte er einmal mit Selbstironie vor sich hin. „Na, wenn's nur in der Zeitung steht — he, he!"

Vom richtigen Philosophen sagt man ja, daß er nichts ernst nimmt — auch sich selber nicht. Und doch!

Ueberaus ernst war Ludwig Anzengruber geworden im Laufe der Zeiten. Er hatte dafür Gründe, die seine Freunde wohl sahen, aber er hatte auch solche, die wir nicht sahen und die er in sich verbarg wie in einem Grabe. Ein Dichter, den's verlangt, all sein Empfinden in die Welt zu rufen und der gerade sein tiefstes Weh verschweigen muß!

In heiterer Gesellschaft beim Weine ward freilich auch er froh. Er fühlte sich heimisch bei fröhlichen Menschen. Keine Nacht war ihm zu lang im Asyle der Freunde.

Und hierin gab es zwischen uns Conflicte. Ich, der manchmal in der Anzengruber-Gesellschaft (Gasthof „zum Lothringer", später Gasthaus „zur Birne" in Wien) erscheinende Provinzler, kam ihm des Abends allemal zu früh und schied auch zu früh; so besonders einmal nach einer anstrengenden Reise, die ich gemacht. Darauf schrieb er mir am nächsten Tage nach Graz folgende Epistel:

„Kimmst wieder eppa amal nach Wean,
So thua nit gar so schleuni,
Sitz nit um sechs ins Wirthshaus h'nein,
Und ins Kaffee gar schon um neuni.
Und selb' is a nit liab und schön,
Daß D' sagst, wollt'st Zeitung lösen,
Mer saß daneben grad als wia
D' Katz z'neb'n der Butterdösen.
Kimm später und geh' in der Frua,
Da kriagst mich a dazua.
Der Kirchfelder."

Darauf erhielt er aus Graz folgenden Erguß:

„Dei Gedichts hot mih gfreut,
Dei Gedichts hot ma gfolln,
Scho drum, weil ih dafür
Koa Honorar nit brauch z' zohln.

Oder sunst, probir's selber
Und schlof zwoa Nacht' nit,
Und vallump, wannst a Schneid host,
In Wirthshaus die Dritt.
Um sechsi ins Bett,
Des wa recht für mih gwen,
Do reit't mih der Teuxel:
Mein Freund möcht' ih sehn. —
An ondersmol gniaß ih
Mein Freund ohni Wein,
Do kriagg ma koan Mugl,
— Wird's Gscheitesti sein."

Er ging darauf zur Tages-, vielmehr zur Nachtordnung über.

Ein ordentlicher Wiener, meinte er, gehe Abends ins Wirthshaus und Morgens ins Kaffeehaus und der Einfachheit halber um Mitternacht gleich von dem einen zum anderen.

Der Philister in mir sagte einmal, daß der Mensch am nächsten Tage nicht Kopfweh haben dürfe, und daß Gesundheit eine Hauptsache sei.

„Kopfweh ist ja auch eine Hauptsache," mit diesem Spasse hatte er die Lacher auf seiner Seite, und auch mich — bis vier Uhr Morgens.

* * *

Häufig wurde Anzengruber in Wien und anderen Städten eingeladen, öffentlich aus seinen Werken vorzulesen. Er that's aber nicht gerne, gab sich auch keine besondere Mühe, im Vortrage künstlerisch zu wirken; „soll man lesen, so muß man lesen," sagte er einmal, und er las aus seinem Buche, wie man eben recht und schlicht liest. „Ums Hören geht's ihnen ja eigentlich doch nicht, sie wollen es nur sehen, das

Thier mit dem großen Schädel.“ — Wenn dann nach der Vorlesung die Verehrer und Verehrinnen ihn umdrängten, stand er da und war linkisch und schaute nach dem Ausgange. —

Mit Anzengruber's dramatischen Werken ist es mir manchmal wunderlich ergangen. Er schickte mir das Buch gewöhnlich schon vor der Erstaufführung; ich las es mit Heißhunger und ward allemal enttäuscht. Um so größer war meine Freude, das Werk dann auf der Bühne in künstlerischer Abrundung und mit hoher dramatischer Wirkung zu sehen. Ich erkannte es kaum wieder vom Buche her und da ward mir klar: echte dramatische Werke soll man nicht lesen, sondern sehen; und ein gutes Lesedrama ist ja bekanntlich nicht immer im gleichen Grade wirksam auf den Brettern. Einzelne Stücke Anzengruber's habe ich über ein dutzendmal angesehen; mein Tagebüchlein erzählt sogar, daß ich dem „Pfarrer von Kirchfeld“ seit zwanzig Jahren einundvierzigmal beigewohnt hätte! Aber nie mit kritischer Absicht oder als lerngieriger Jünger, sondern als einfacher Zuschauer, der nichts will, als die Gestalten menschlich auf sich wirken lassen. Und oft nach der Vorstellung setzte ich mich hin und schrieb an den Verfasser ähnliches wie: „Herrlicher Mensch! Ihr Werk hat mich wieder wunderbar ergriffen, zutiefst erschüttert, bis zur Glückseligkeit erhoben!“ — War dieser Tribut des dankbaren Herzens geleistet, erst dann konnte ich die Ruhe des Gemüthes wiederfinden und das seelische Wohlbehagen, das in mir durch seinen Genius geweckt worden, hielt stets tagelang an.

Die Erzählungen und Romane Anzengruber's, welche niedergründen in die Tiefen des Lebens, welche die Charaktere fest und sicher fassen und bis in die äußersten Folgerungen darstellen, welche voll gewaltiger Gestalten und voll des

schärfsten Geistes sind, haben mich oft zur Bewunderung hingerissen; hinter dem Brustfleck warm gemacht haben sie mir seltener. Wohl war dieser Dichter der ergreifendsten Herzenstöne mächtig wie wenige, das sieht man besonders in seinen Dramen; in seinen erzählenden Schriften tritt die Gemüthsinnigkeit vor dem Geiste zurück.

Mehrmals ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß wir uns bei einzelnen Werken oder Gestalten gegenseitig beeinflußt hätten. Das ist nicht. Wir standen jeder für sich. Keiner von uns beiden hat wohl je den leisesten Hang verspürt, in die Fußstapfen des anderen zu treten. Außer ein paar Schwankideen, die wir seinerzeit einander geschenkt, und außer der gegenseitigen Mitarbeiterschaft an den von uns herausgegebenen Zeitschriften, haben wir uns gegenseitig literarisch nicht fördern können. Doch als Mensch habe ich durch ihn gewonnen, und er hat hoffentlich durch mich nicht verloren.

In den letzten Jahren seines Lebens ist unser persönlicher Verkehr einigermaßen lax geworden. Er wohnte mit seiner Familie in einem Vororte Wiens und schloß sich immer mehr ab. Auf Besuch verspürte ich in seinem Hause einen mir unheimlichen Hauch und der Dichter war verstimmt. Um so lustiger, manchmal fast krankhaft lustig, war er, wenn wir in einer Gaststube beim Glase saßen und davon sprachen, was wir wollten und nicht erreichen konnten. Eigentlich kein lustiges Thema, aber es gewann ihm Humor ab.

Mehrmals gebrauchte er einer drohenden Herzverfettung wegen die Cur in Marienbad; übrigens hörten wir nicht viel von angegriffener Gesundheit. War er in letzterer Zeit gleichwohl stark ergraut, so sah er doch sonst nicht krank aus. Am Tage nach der Eröffnung des Deutschen Volkstheaters

in Wien (Herbst 1889) habe ich ihn besucht und befragt, warum er — dessen neues Stück: „Der Fleck auf der Ehr“ das neue Haus eingeweiht — an dem darauffolgenden Festmahle nicht theilgenommen habe?

„Lieber Rosegger,“ war seine Antwort, „der Fleck auf der Ehr!“ Der Kenner seiner Familienverhältnisse nur konnte verstehen, wie das gemeint war. — Dann sprach er in sehr gleichgiltiger Weise über das Stück. „Sie sagen, es wäre nicht schlecht. Meinetwegen! Ich bin entkräftet, ich bin entmuthigt; mir fällt nichts mehr ein.“

Wie einst er zu mir, so sagte ich nun zu ihm: „Rasten Sie sich nur etwas aus.“

„Freund, das werde ich.“

Man hätte es nach solchen Anzeichen ahnen können, daß sein Herz gebrochen war. Ein paar Monate später, am 10. December 1889, kam die Depesche: „Anzengruber heute Früh verschieden.“

An seiner Bahre stritten Zeitungsblätter der Parteien um sein Erbe. Anzengruber hatte sich um Parteien wenig gekümmert, er wußte nur vom Menschen, er war ein Dichter.

Mir war er, wie angedeutet worden, noch etwas mehr. —

Briefe von Ludwig Anzengruber.

In den achtzehn Jahren unserer freundschaftlichen Beziehungen zu einander hat der große Dramatiker mir an 150 Briefe geschrieben. Von diesen Briefen soll hier ein Theil veröffentlich werden, und zwar eine Auswahl solcher Schreiben, welche die Discretion freigiebt und die für den Verfasser in irgend einer Weise charakteristisch sind.

Es wird auffallen, wie heiter und übermüthig die ersteren Briefe sind und wie ernst die letzteren. So war es mit dem ganzen Menschen: in den ersten Jahren seiner Erfolge voller Humor, dann nach herben Erlebnissen, bitteren Enttäuschungen ein allmähliches Zurückziehen in sich selbst; er kehrte sich ab von aller Welt, wurde verschlossener sogar gegen seine Freunde; immer seltener, aber dann um so lebhafter, kam sein tiefes, treues Gemüth zum Ausdrucke.

Die meisten dieser Briefe werden ohne weitere Erklärungen einem größeren Kreise verständlich sein. Briefe oder Stellen, die nur Privates behandeln, oder zu freimüthig noch lebende Personen oder Zustände streifen, sind weggelassen. Ja selbst solche in diesem Büchlein abzudrucken, welche sich oft wohl zu schmeichelhaft mit meinen literarischen Leistungen befassen, durfte ich mir kaum erlauben. Hingegen stehe ich nicht an, die wohlwollend charakterisirenden und tadelnden Aussprüche wiederzugeben, zu denen manches meiner Bücher ihn veranlaßt hat. Nach dieser nebensächlichen Bemerkung möge der bedeutende Geist und prächtige Mensch gleichsam im Schlafrocke, darum aber nicht minder interessant und achtunggebietend, vor uns treten.

Wien, den 11. Februar 1871.

Werther Herr!

Das haben Sie recht schlau gemacht und ich sollte Ihnen darum nicht recht trauen! Wie mögen Sie nur einen eitlen Menschen und Schriftsteller, ohnedies schon zu viel gelobt, durch Ihr Lob noch eitler machen! Und wie hinterlistig Sie das anstellen! Sie thun gar nicht, als wären Sie der P. K. Rosegger, unsere Specialität für Volkscharaktere des deutschen Hochlandes, Sie ertheilen mir da einen legalen Passirschein

für alle Charaktere meines Stückes und schicken mir ihn auf die liebenswürdigste Weise sogar ins Haus, lassen mich dabei in Ihr offenes Herz mit dem ganzen, vollen Pulsschlag für das Volk und die heilige Sache der Humanität blicken ... und sprechen dann zum Schlusse vom „kühnen Vordrängen, freundlicher Nachsicht und gelegentlich paar Zeilen schreiben" — gehen Sie mir doch! Und hätte ich Kopf und Hände noch zehnmal mehr von Arbeit voll, als es der Fall ist, das mußten Sie doch wissen, daß mir mit Ihrem Schreiben die Feder in die Hand gezwungen wird, oder glauben Sie denn, ich sei solch ein Philister, daß mein Puls nicht hüpfender, meine Gedanken nicht sprühender werden, wenn eine freie, frohe Seele, gleich der meinen, mir sagt: „Ich nehm' Dein ehrlich Wollen für ein ganzes, volles Können, denn wir verstehen uns?!" — O nein, mein Herr, da mag der Teufel, bekanntlich der Gott der Philister, das Maul halten, ich aber grüße Sie, Herzens- und Zeitgenosse!

„Du hast's erreicht, Octavio!" —

Da haben Sie paar Zeilen und nehmen Sie nur freundlich zur Erinnerung mit in Empfang, was ich Ihnen mitzuschicken mir erlaubte, erstens: das allerdings noch nicht gedruckte und verlegte Buch, sondern bloß als Bühnenmanuscript vorhandene Werk „Der Pfarrer von Kirchfeld", und zweitens meine Photographie. Und wenn es kein unbescheidenes Vordrängen ist, so machen Sie mir wohl die Freude und senden mir gelegentlich auch ein paar Zeilen und Ihre Photographie dazu?! Sie sehen, ich bin so bescheiden wie Sie, o ich kann das auch, nur verlange ich gleich etwas dafür, Sie wären mit einer einfachen Auskunft zufrieden gewesen, ich will Sie dazu, wenigstens im Conterfei! Das thut mir recht leid, daß Sie in Wien mich nicht gefunden haben. So will ich's Ihnen

denn hier sagen, was ich Ihnen auch gesagt hätte, wenn ich Sie gesprochen hätte. Ahnen Sie es wohl, wie zagend ich auf mein fertiges Stück die Charakterisirung „Volksstück“ setzte? Und doch!

Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Masse, heraus aus dem Volk, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tausend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust, und dieselben, wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen. Kimmt rauf, do geht da Weg! oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht, aber siehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich seh' mich ganz verstanden, seh' mich eingeholt, umrungen und steh' dem Volke gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gerne seine Kinder sein und seine Narren bleiben.

Erhalten Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung, der Ihre

L. Anzengruber.

Wien, den 1. März 1871.

Werther Herr!

Eine Ausschnaufungs-Pause benütze ich dazu, Ihnen meinen Dank für Ihren freundlichen letzten Brief auszu-

sprechen. Jedoch haben Sie es in demselben wie jene kluge Sultanin in „1001 Nacht“ gemacht und da abgebrochen, wo es am spannendsten wird. Sie sagen, der „Pfarrer“ habe Ihnen Sorge, Herzleid und schlaflose Nächte gemacht!

Sie hätten mir beinahe auch eine solche bereitet, ich suchte nach in meines Busens Tiefen, was da für eine Aehnlichkeit mit jenen finsteren Mächten des Daseins schlummern möge, die den Menschen Sorge, Herzleid und schlaflose Nächte bereiten können, was mich in eine Linie stellen könnte mit Tyrannen, schwarzem Kaffee, „z'nächtlings“ unangenehm regsamem Insectenvolk!! Wie gesagt, Sie haben mir viel Kopfzerbrechen gemacht!

Spaß beiseite, ich bin sehr begierig, wie Sie mir dieses Räthsel lösen werden, und da bitte ich Sie denn, sich ganz auszusprechen, damit ich Sie ganz verstehe, und ich glaube, wir können uns verstehen, unsere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk! Und was wir geworden sind, beide in unserer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft.

Sie haben mir ja versprochen, mir das seinerzeit zu erzählen, ich erwarte das und ich will Ihnen dann gewiß auch wieder antworten, damit Sie sehen, daß ich Sie verstanden habe.

Für heute verbleibe ich denn auch mit treuem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe ein älteres Drama von mir nach Graz geschickt, es heißt „Der Versuchte“; sollten Sie davon zu hören bekommen, so denken Sie einstweilen davon das Beste!

Wien, den 12. Mai 1871.

Werthester Freund!

Nun zur Ruhe gekommen nach aufregenden Tagen, grüße ich Sie von meinem Daheim und danke Ihnen für die

freundlichen Stunden, die Sie mir in Graz bereitet haben, ferner auch für die, die Sie mir hier in Wien durch Ihr Buch bereiten noch zur Stunde.

Der Schreiber dieser Zeilen — nämlich dieser (beigelegten) Tagblattzeilen, F. Schlögl, ein geachteter Journalist und im Umgange sehr liebenswürdiger Mensch, ist ein Verehrer sowohl meiner als Ihrer Muse und hat gelegentlich unserer letzten Zusammenkunft den Wunsch geäußert, Sie kennen zu lernen, falls Sie nach Wien kämen — der Mann schätzt Sie wirklich hoch, und schon mir wäre es höchst angenehm, Sie wenigstens einen Abend in Wien wieder zu sehen. Ferner haben wir hier einen Alpensteiger, Schumm glaub' ich nennt er sich, ein Naturmensch, der Sie ebenfalls hochschätzt, und der Ihnen aus lauter Verehrung ich glaube sein Bett — weiß nicht mit oder ohne seine Beilage — abtreten will; — verabsäumen Sie es nicht, diese Männer zu sehen, denn wie es dem Dichter wohlthut, anerkannt zu sein, so ist es dem Leser ein Vergnügen, mit dem Dichter persönlich zu verkehren, und Sie können es ja leicht thun, Sie enttäuschen Niemand.

Es ist auch wegen der Nachwelt, denn der Freund arbeitet oder bereitet wenigstens schon ebenso wohl für den rühmlichen Bergkraxler Schumm, sowie für meine Wenigkeit die Nekrologe vor; in meinen kommt hinein, daß ich z. B. Wurst nie schäle, sondern mit der Haut esse, daß ich noch nach Mitternacht Anfechtungen der Eitelkeit erliege und Glacéhandschuhe anziehe.

„Sonst ein sehr lieber Mensch!"

Ich freue mich schon ordentlich darauf, all dieses als Abgeschiedener zu lesen.

Also Sie werden von dem Nutzen für Zeit und Ewigkeit, den Ihnen der Besuch dieser Gesellschaft bringt, überzeugt

sein, und ich hoffe, Sie werden mich also in die Kenntniß bringen, wenn Sie Wien berühren, damit ich alle, die sich für Sie interessiren, rechtzeitig davon verständigen kann — dieses mein Auftrag!

Um auf Ihr Werk wieder zurückzukommen, Ihr Buch ist gut — aber Sie sind besser — in Ihnen steckt noch mehr, viel mehr, das muß heraus — und darum werde ich Sie von Zeit zu Zeit ärgern — — Ihr mögt das Gleiche an mir thun.

Sie sehen, was das für ein Mordsbrief geworden ist, ich muß schließen, sonst müßte ich vielleicht einen weltbewegenden Gedanken wegen Mangel an Raum kurz in der Mitte abbrechen.

Ihr Verehrer und getreuer aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 20. September 1871.

Werthester Freund!

Umsonst habe ich gewartet und gewartet auf Ihr „baldigst" versprochenes Schreiben, in banger Sorge war ich schon, was etwa Ihnen oder mit Ihnen geschehen sein könnte — da begiebt sich Freund Schlögl auf Entdeckungsreisen, und siehe da, Sie sitzen wohlbehalten in Graz; ruhig bauend und vertrauend habe ich zugewartet, hätte ich gewußt, wo Sie wären, ich hätte Sie wenigstens mahnen können, aber konnte ich denn an eine solche haarsträubende Pflichtvergessenheit, an eine solche immense Wortbrüchigkeit denken!? Nein, meine reine Seele schaudert zurück vor den Brandmälern der Ihrigen. Ich habe nur seine Seufzer. So jung und schon so verderbt! Schlögl kann Ihnen gewiß nicht das „Winden des Jungfernkranzes" in der „Hebmutter" ver-

zeihen, es ist cynische Versündigung am höchsten Gut der Frauen — und ich werde Ihnen nie verzeihen können, daß Sie, wie Liebe, so auch Freundschaft geringschätzend behandeln — Herr, Sie sind aller Gefühle, die die Menschenbrust in Ihrer Action erweitern und zusammenziehen (besonders das letztere bei der „Liebe"), aller dieser Gefühle sind Sie bar. — Sie sind ein Troglodyte, den nur die Athmungsnothwendigkeit nach den Bergen treibt, während ich, die heiteren Bergeshöhen selbst im Busen tragend, ruhig stubenhocken kann, o, mehr noch — — eigentlich genug. Was helfen alle Worte, Sie streichen Schlögl zuliebe nicht die Stelle aus der „Hebmutter" und Sie haben mir keinen Brief geschrieben, Sie sind nicht zu rühren, Sie sind hart wie Ihre Felsen und an Ihnen gleitet moralische Entrüstung, sowie gekränkter Freundschaft Vorwurf ab wie der Fuß an dem tannennadelbesäeten Boden Ihrer Wälder. — So ziehe denn hin, Ungeheuer, und erwache im Lande der Ideale, umgeschaffen zu einem lieblichen Prinzen.

Jedoch da ich höre, daß Sie nach Neapel ziehen, so ersuche ich Sie dennoch, schon aus christlichem Biedersinn, sich das Sprichwort: Neapel sehen und dann sterben! nicht zu Herzen zu nehmen und hübsch leben zu bleiben — ich könnte den Gedanken nicht ertragen, wenn Sie so hinführen in Ihren Sünden, deren wahrscheinlich eine schreckliche Anzahl sich noch auf Ihrer warmen Reise zu den übrigen gesellen wird.

Sie haben Schlögl einen Brief geschrieben, den er mich hat lesen lassen, worin Sie Nr. 1 auf die Schneebergpartie hinweisen, die hätte arrangirt werden sollen — wer hat Sie angeregt? — Ich nicht. Nr. 2 beinzichten Sie mich der Stubenhockerei — gut — aber wo soll man denn hocken, wenn man schreibt — ?

Gegenwärtig liegt vor meinen Augen Gebirgsland und vor mir bewegt sich der alpine Menschenschlag — wie er in Tirol, Steiermark, Bayern und wie er auch in Oberösterreich noch vorkommt und führt vor meinem geistigen Auge eine Komödie auf, wie dieselbe in derlei Natur und Naturen sich abspielen mag — sie spielt zwar im bayerischen Hochlande, ist jedoch im Dialekte allgemein verständlich gehalten, wie auch der Stoff ein alle diese Gemüther anregender ist. —

Das andere alles, Titel 2c. ist noch Geheimniß. —

Sie sehen, ich klettere in meiner Stube auf die Berge, ich schlage die Blätter, die Tagebuchblätter meines Herzens nach, und da tauchen sie auf, die Gestalten — die Euch in den Bergen, auf den Gehöften, bei einsamen Weilern u. s. w. begegnen.

Werthester! Hier haben Sie sohin ein sehr schlecht geschriebenes Epistel — entziffern Sie es und schreiben Sie wieder ein paar Zeilen, so werden Sie mich sehr erfreuen — ich verzeihe sodann — schreiben Sie aber nicht, so fürchten Sie (lesen Sie den Anfang des Briefes, damit etwas Furcht in Sie hineinfährt) meinen Groll. So lange also, bis dahin grolle ich nicht und bin noch dermalen Sie herzlichst grüßend (von meiner Mutter ditto) Ihr aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 23. November 1871.

Allerwerthester!

Hahaha! Ist das ein lustiges Schreiben, das ich heute von Ihnen erhalten habe! — die ersten zwei Seiten reine Satans (†††) Sophisterei; — Hätte mir nicht die augenblickliche Entrüstung, um mir nur Luft zu machen und die Erbarmniß mit Ihrer gesunkensten Gesunkenheit, diese Zeilen,

die ich hier niederschreibe, herausgepreßt — wer weiß, ob ich je die Feder angesetzt, Ihnen auf die greulichen Unbilden zu antworten, die Sie auf meine engelreine Seele überwälzen wollen!

Herrrr! Wie können Sie denn reden vom Bruderssplitter, da Sie Ihren 6—6" Balken, Ihren Augen-, Tram- und Dippelboden ruhig mit fremden Fehlern (vide Splitter) stuccaturen wollen?! Herrrrrr! Wie können Sie es wagen, mir — der, wie Sie doch wissen, ein Bauer ist und nur für solche Personen sich interessirt, die sich also naturmenschlich geben — wie können Sie mir von den Anforderungen des „Bon-Ton" reden?!

Heiliger Chrysostomus, erbarme Dich seiner!

Uebrigens fühle ich mich in etwas milder gestimmt, dieweilen Sie so rasch geantwortet — und ich will mich also mit Ihnen in ein Gespräch mit geschriebenen Worten einlassen, bei welchem ich wenigstens das Bene habe, daß ich ohne Abwehr von Zeit zu Zeit einen Lichtstrahl der Gnade in Ihre stockrabennachtfinstere Brust hinabblitzen lassen kann, durch welche Blitzerei der höllische Feind (†††), der in Ihnen selber bereits sichtbarlich seinen Sitz aufgeschlagen hat, gezwungen wird zu blinzeln und ich dann wenigstens von Ihrem Schönheitssinn erwarten kann, daß Sie den „scheanklaten Teixl" hinausjagen werden.

Hier haben Sie zwei Seiten, für die zwei Ihres Briefes, die mir mit Balken, Splittern und Steinen entgegentraten, wie demolirende Bauarbeiter, diese zwei Seiten war ich meiner Ehre schuldig — „es war ein heroischer Wahnsinn," würde General Trochu sagen, denn Paris war nicht zu retten und Sie sind nicht zu bessern?

Ich freue mich aber recht sehr auf Ihre Novitäten und verspreche Ihnen ferner, daß ich Ihnen, da der „Meineid-

bauer" von mir in Druck gelegt wird, vielleicht noch vor der Ausführung, jedenfalls aber seinerzeit ein Exemplar einsenden werde.

Wir müssen einander lesen! Ich freue mich ferner, daß Sie nach Wien kommen werden — aber auf wie lange?

Ich hätte was darum gegeben, Sie in Krieglach als „Wurzelsepp" gesehen zu haben — weniger interessirte mich der lungensüchtige, doppelbrüchige Wurzel-Josef, obwohl derselbe als medicinisches Curiosum Beachtung, und als armer Elender Mitleid verdient.

Sie beklagen sich, daß ich Ihnen kein zweites Exemplar des „Pfarrers" geschenkt — Undankbarer, der Sie schon in dieser Anklage eingestehen, daß ich Ihnen überhaupt Eines geschenkt, während ich jetzt (hören Sie) nicht Eines für Freund Schlögl, ja selbst kein einziges Exemplar für mich habe — und Ungerechter, wissen Sie, daß ich trotzdem an Sie denke?! Nächstens erscheint mein „Pfarrer" in Druck. (Sie werden in der Vorrede auch erwähnt und auch das Lied abgedruckt — haben Sie was dagegen? So bitte ich telegraphisch einzuschreiten!) Diesen also bald erscheinenden, in ursprünglicher Gestalt hergestellten „Pfarrer" habe ich Ihnen schon zugedacht!

Was Sie aber von der Verleugnung des Titels meiner neuen Komödie sagen, haha — Sie Schlauer, Ihnen werde ich's sagen, daß Sie mir die Komödie gleich vorweg schnappen, wie Sie es ja gewollt haben beim „Pfarrer", was aber der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit verhütet hat, so daß ich, der Gerechte, siegte. Ihnen vertrauen! ich bin nur froh, daß Sie vom „Meineidbauer" so wenig wissen; — den Titel hätte ich Ihnen schon nicht sagen sollen, dafür habe ich mich bei der dritten Komödie vorgesehen, justament, ver-

rathe ich Ihnen den Titel — machen S' aus dem was — die Geschichte heißt: „Der gelbe Hof“*) — hahaha, wissen Sie jetzt was?!

Sie sehen, das Papier geht zu Ende — ich muß schließen, jedoch ersuche ich Sie, schreiben Sie bald wieder — damit mein Zorn, meine beleidigte Freundschaft ꝛc. ꝛc. nicht so lange schweigen müssen — und damit es mir durch fortgesetzte Bekehrungsversuche gelingen möge, Sie auf den rechten Weg zu bringen. „Gäbe mir ein rechtes Ansehen, das!“

Für diesmal mit herzlichem Gruß (auch von meiner Mama) Ihr Freund

L. Gruber

Dramatischer Bauernkerl.

Wien, den 23. November 1871.

Gütiger Freund!

Ihr letztes Schreiben mit Ihrem so überaus wohlwollenden Urtheil über den „Meineidbauer“ hat mich tief erfreut — es ist ein Glück für den Schriftsteller, von einem neidlosen, der Sache so um ihrer selbst willen hingegebenen Collegen ermuntert zu werden, ein größeres Glück jedoch, wenn dieser College bei aller freundschaftlichen Parteilichkeit, die man seiner Liebenswürdigkeit zutrauen muß, so ohne Falsch, so voll Geradheit ist, wie Sie, daß er in gegentheiliger Anschauung gewiß nicht schmeicheln würde — Ihr Urtheil gilt mir viel, die Competenz über derlei Lebensverhältnisse, der Charaktere, wie sie sich im Stücke „Der Meineidbauer“ herumtreiben, kann Ihnen Niemand bestreiten, und in die tiefste Seele hinein erfreute es mich, mich von Ihnen verstanden zu sehen — was Sie bewußt erfassen, das

---

*) „Die Kreuzelschreiber.“ Die Red.

werden die Tausende, für die ich schrieb, instinctiv herausfinden, und ich darf einen Erfolg erwarten!

Ihn erwarten um der Sache willen — bester Freund! Geld machen ist leichter als man denkt — aber den Erfolg an die gute Sache knüpfen — mein Gott, wie schwer!

Ihre Furcht vor dem Rothstift theile ich und theile ich auch nicht. Man hat auch viel an dem „Pfarrer" gesündigt — aber umzubringen war er nicht.

Ich sagte es oben, und ich würde Ihnen zutiefst dafür danken, wenn dafür zu danken wäre, die höchste Freude macht es mir, mich von Ihnen verstanden zu sehen.

Ich habe den Schmerz erlebt, mich von einem Manne, den wir Beide schätzen, nicht verstanden zu sehen. — Sie errathen, daß ich von F. Sch. rede! Ich habe ihm das Stück zum Lesen gegeben und er ist nicht auf eine Intention, auf eine Charakterzeichnung desselben eingegangen. —

Franz, der einfache, schlichte, nur durch die eigenthümlichen Schuldverhältnisse verschrobene, eigenthümliche Charakter — der das Elend der Nachkommen der Schuldbewußten repräsentirt, ist ihm ein wirklicher Schuft, der am Schlusse bloß darum gesund wird und aufathmet, nicht weil eine corrupte und corrumpirende Vergangenheit im Zauber der Liebe erlischt, sondern weil er nun doch — den Kreuzweghof behält! „Er hat seine Phrasen im Café Grünsteidel und im „Tagblatt" (?!) zusammengelesen, er hält eine „Rede!" über die Berge u. s. w. Die Lise redet zu viel und so spricht keine Bäuerin." — Der Jakob, der als Zuchthäusler kommt, hat ihn verletzt — der sollte Wildschütz oder Brandleger aus Rache sein. — Nicht faßte er der rührenden Gedanken, den dieser arme, verkommene Sohn des Volkes in sich trägt — den Verderb Unschuldiger durch fremde Gewissenlosigkeit.

Der Gedanke an die Heimat und die Seinen führt ihn seinen letzten Leidensgang, und beim Klange heimatlicher Lieder, angesichts seiner Berge stirbt dieser Mensch den versöhnlichsten Tod, seine Vergangenheit macht ihn nicht mehr des Lebens werth, aber die besten Seiten seines Charakters, die Liebe zur Heimat und zu den Seinen, die er zum Letzten noch herauskehrt, verklären — den Zuchthäusler, den Verlorenen!

Das verletzte Sch.! Gesungen soll auch nicht dabei werden. — Zweite Verletzung, eigentlich schon Empörung ist ihm die Scene, wo Toni die Vroni noch einmal besucht, u. s. w. u. s. w. u. s. w.

So saß Gruber eine halbe Stunde vor Sch., wie ein Schulbub, dem ein Professor das Pensum corrigirt. So ließ er mich sitzen — eine peinvolle halbe Stunde. Mich immer versichernd, wie er mich hochschätze, und nur diese Hochschätzung veranlaßte ihn, mit mir umzugehen, wie mit einem literarischen Bettler. —

„Eben weil ich Sie hochachte, nenne ich Sie Haderlump!“ Fänden Sie darin eine Logik?! Dieses Einstürmen auf mein Werk, wo jede neue Einwendung mich aufs neue überzeugte, nicht verstanden zu sein — es war mir peinvoll.

Da kam Ihr Schreiben wie ein Lichtstrahl in mein verstimmtes Gemüth — da jauchzte ich auf: Verstanden! Ihr Urtheil gilt mir in einem und allem für maßgebend, mag der äußere Erfolg dieses Stückes wie immer sein — aus Ihrem Munde habe ich es — ich habe doch das Beste gewollt!

Meinen Sie nicht, ich könnte keinen Tadel vertragen — aber erst will ich verstanden sein — und dann verlange ich doch selbst vom Tadelnden die Rücksicht, daß er mich

nicht in einen Topf wirft mit den „Mußproducenten“. Gerne ertrage ich es, sage man mir auch — das Wollen sei diesmal über das Können gegangen. — Aber so nergelnd! selbst beim „Schwärzermarsch“ machte Sch. die Bemerkung: Ob die eine eigene Bande (Musikorgel) mitführten, wie die „Entreprise“ oder „Pietät“ oder die Dienstmänner?

Das ist eben nicht Tadel, das ist Witz,
Der sich wohlfeil lustig macht.

Das hat an mir Sch. gethan, der mich so hoch schätzt — er, der ein paar Tage vorher eine Komödie Elmar's, „Das neue, freie Bürgerthum“ (übrigens ein ganz gutes Stück), nicht nur lobte, sondern den Verfasser als Poeten des Volkes herausstrich! Und, bester Freund, gerade von Poesie kommt in diesem Stück wenig vor. —

So, nun hätte ich denn mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, hat Sie's gelangweilt, so entschuldigen Sie. Es ist aber vielleicht auch für Sie gut, zu wissen, wie weit Sie sich durch das Urtheil eines Freundes für künftig beeinflußen zu lassen haben — oder wie weit Sie das kränken darf.

Seither habe ich Sch. aber noch nicht wieder aufgesucht — er scheint das sehr übel zu nehmen und hält mich natürlich für seinen Feind, während ich doch sein Freund zu bleiben trachte, indem ich vorher mein „beengt' Gemüth“ zur Ruhe kommen lassen will. Sollte er Sie mit diesen Neuigkeiten überraschen, so können Sie es ihm über Graz schreiben, daß ich mich dagegen verwahre, ihm übel zu wollen. Meinungen habe ich nicht zu verzeihen. Also stehen wir ganz gut zu einander. Sie aber, Bester, Liebster, schreiben Sie recht bald Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Wien, den 9. Januar 1872.

Werther Freund!

Glücklich Neujahr! — Herzlichen Dank für die Theilnahme, die Sie mir und meinem Schaffen bisher gewidmet, und lassen auch Sie sich nicht beirren, ruhig Ihren Weg fortzuschreiten. — Mögen die Kritiker sagen was sie wollen, junge Talente, die noch die Eischalen an den Schnäbeln und den Federn tragen, mögen sie die Bahn zum Besseren oder sonst wohin leiten, uns aber, die wir entweder aus uns selbst herauswuchsen, oder uns in langen Kämpfen im Inneren fertig gerungen; uns müssen sie nehmen wie wir sind, auch mit allen unseren Fehlern und Schwächen oder wie sie das heißen wollen.

Wahrhaftig, ich achte die Kritik hoch, die nicht nach dem Kleinlichen langt, die nicht nergerlt, sondern den ganzen Kerl faßt, und der Welt dann nichts Neues sagt, wenn sie ihr auch zeigt, daß Salomon Recht hatte: Es ist nichts vollkommen auf Erden.

Nun aber seien Sie so freundlich und hören Sie mir ein wenig weiter zu — was meinen Sie, wenn wir beide, Rosegger und Gruber (zwei hübsche Namen und zwei schöne Männer) unser Glück versuchten — nicht bei Damen, fürchten Sie nicht, daß ich Sie aufforderе, zu meinem Inserate die Hälfte beizutragen, welches etwa beginnt: Zwei junge literarisch gebildete Männer von hübschem Exterieur wünschen sich mit einem Vermögen, woran auch ein Frauenzimmer hängen darf, ehelich zu verbinden. Photographie unnöthig, da das Geld die Hauptsache ꝛc.

Nein, Freund, das, wozu ich Sie auffordern möchte, ist eine Sache für das Volk — versuchen wir es einmal und gründen wir einen Volkskalender — einen guten Kalender —

Frisch — fröhlich — fromm — und frei —
Auch etwas Ernst dabei,

den nicht Turner, sondern Städter und Bauern, Arbeitgeber und Arbeiter lesen, und lassen Sie uns der Ameisenarbeit, ein Körnlein Bildung und Aufklärung zu dem Hügel der neuen Zeit zuschleppen, auch unsere Kraft widmen.

Meine Freßzangen haben Kraft dazu, die Ihren doch auch? Gott sei Dank, heutzutage darf ein deutscher Schriftsteller, wenn er nur fleißig ist wie eine Ameise, auch Freßzangen haben.

Sie wissen ja auch, wie im Walde zwischen „Rothen" und „Schwarzen" Ameisen häufig wüthende Fehden ausbrechen, lassen Sie uns mitwurln, mitbeißen, ha — Kampflust sträubt bereits meine Fühler und ich stelle mich auf meine sechs Beine.

Was sagen Sie dazu? Erst Ihre Meinung, und dann im Annahmefall folgt weisliche und reifliche Ueberlegung.

Keine Ueberstürzung — wir wollen eben gewinnen — nicht Geld allein — nicht Ehre allein — die Schlacht!

Die Schlacht? Zu kühn vielleicht, denn der Kampf tobt noch nicht, die Plänklerkette ist erst aufgelöst, aber die Vorpostengefechte wollen wir schlagen — Plänkler der kommenden Zeiten!

Hie gut Recht alle Wege!

Von Sch. weiß ich nichts, als daß er, seine beiden Söhne und seine Köchin krank sind.

Was sagen Sie zu seiner Besprechung im „Tagblatt" über Ihre Gestalten?

Kurz, was sagen Sie zu Allem? Schreiben Sie bald — meine Mutter läßt Sie grüßen, seien auch Sie gesegnet für alle Zeit und verbleiben Sie mir — so lange wir hier auf

diesem Lumpen-Erdenplanet (wie Kortum in der Jobsiade sagt) herumkriechen, was ich Ihnen verbleibe, ein getreuer Freund. Sollten wir uns etwa irgend nach Untergang dieser mangelhaften Welt wiederfinden, so zählen Sie auch dort auf Ihren getreuen

L. Gruber.

Wien, den 20. Januar 1872.

Geehrtester Herr Kalender-Redacteur!

Sie beginnen Ihren Brief vom 10. d. M. mit dem schönen Empfindungslaute „Ach" und ich empfing ihn mit „Weh" — da haben Sie Ach und Weh! Und so möchte ich denn auch schreien — daß ich zu spät komme!!

Der heilige Peter, Ihr Namenspatron, hat Sie wahrscheinlich ob Ihres sündhaften Wandels ganz verlassen und dem Heckenast in die Hände gegeben! Um 300 fl.*) — wovon Sie etwa noch Honorar geben sollen, oder wollen. —

Dös zahlt sich frei nit aus!

Uebrigens geht mich nichts mehr an, Sie sollen Ihre (respective meine) kleine Erzählung im Monate März d. J. haben. Aber „Volksbuch", liebster Bester!! Volksbuch!! Robert Hamerling, aller Ehren werth, genialer Dichter, aber so wenig populär wie Hebbel. Und Vacano und Pederzani — zwei Elemente, die dem volksthümlichen diametral entgegengesetzt sind. Ein Buch wird's — wohl ein interessantes Buch, aber kein Volksbuch! Werden's schon einsehen und mir dann recht geben.

Schreiben Sie mir doch, was macht „Die Wahrheit"? Pederzani's Wahrheit nämlich.

---

*) Gehalt für die Herstellung eines Volkskalenders.

Ich danke Ihnen sehr für die Theaterberichte. Der Herr Recensent ist mir fürchterlich, weil er so sonderbar urtheilt — ich weiß nicht, wo geschrieben steht, daß der Großknecht die Vroni heiraten will!! Doch in der Recension ist diese Behauptung aufgestellt. Herrjeses! Wenn man Dinge hört und sieht, die nicht sind, kann man denn da ein Urtheil abgeben, das sich hören und sehen lassen kann?!

Sie müssen wissen, bester Freund, daß ich jetzt in übler Stimmung bin, „Der gelbe Hof" wird wahrscheinlich das Opfer derselben werden und vorläufig unvollendet bleiben. Sie kennen das, was an diesem Stücke fertig ist — sagen Sie selbst, Hand aufs Herz — ist's nicht besser, ich lasse ihn noch ein wenig liegen? Sie werden zugeben müssen, daß Sie sich wenig mehr an diesen Act erinnern, und damit ist seine vorläufige Sistirung hinlänglich begründet.

— — — — — — — — — — — —

Als Curiosum sende ich Ihnen eine Beurtheilung eines Stückes, „Das Kronenhaus". Dieselbe war im „Tageblatt", Rubrik: „Vom Lesetische", zu lesen, bemerken Sie die unten gegen meine „Bauernkomödie" gerichteten Zeilen. — Nun habe ich dieses Stück gelesen (nicht gekauft, denn es kostet 2 fl.), was sagen Sie aber dazu? Es ist eine ganz talentlose, schreckliche Mache!

Sehen Sie, das ist Kritik!

Etwas loben, das, wenn die Kritik ein ernstes Amt sein soll, gar nicht besprochen werden durfte, und dabei einen Stein nach dem Autor werfen, der nicht weiß, wie er dazu kommt — hübsch, das!

Schreiben Sie mir doch recht bald, ich freue mich, so oft ich einen Brief von Ihnen erhalte.

Schreiben Sie mir auch, sind Sie wirklich etwas ungehalten auf Sch.? — Er scheint sich's einzubilden. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, worin ich seine häusliche Misère bedauere und erhielt darauf wieder von ihm ein Antwortschreiben, das mit den brüsken Worten begann: „Daß Sie sich um meine Familienangelegenheiten bekümmern, setzt mich in Erstaunen, ich danke Ihnen dafür — ꝛc. —"

Seither habe ich ihn allerdings nicht mehr gesehen, suche ihn auch nicht auf — ein eigener Mensch! — —

Schreiben Sie! Und wenn sich Ihr Mitarbeiter in Puncto des Kalenders zu stark übernommen hat, so seien Sie nicht zu strenge, Herr Redacteur!

Hoffe, daß Sie geistig und leiblich wohl sind, meine Mutter läßt Sie grüßen, und ich grüße Sie mit Herz und Hand.

Ihr aufrichtiger

L. Anzengruber.

Wien, den 22. Januar 1872.

Theurer Freund!

Ihre letzten wenigen Zeilen, in denen Sie Ihren schmerzlichen Verlust meldeten, fielen mir schwer auf das Herz. Sie erlauben, daß ich mich dem gerechtesten Schmerze auf Erden gegenüber auch kurz fasse.

Die Zeit heilt die Wunde, lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden und unsere Todten feiern in unserem Herzen ihre Auferstehung, in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, stehen sie vor uns. Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Aehren, plötzlich steht

es am Rain und lächelt uns zu — im Herbste geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmüthig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen

„Grüß' Gott, lieb' Kind!"
„Grüß' Gott, lieb' Mütterlein!"

Unsere Todten sind nicht todt, so lange wir leben, und sterben wir, da nehmen wir sie nur mit aus einer Welt, die sie nun nimmermehr verstünde!

Für unsere heißen Thränen und bitteren Schmerzen tauschen wir uns Wehmuth und Sehnsucht ein, diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will! Zu dieser sanften, stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht uns auf der Seele liegt.... leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen!

— — — — — — — — — — — —

Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren starb, ich hatte es recht lieb, darum schreibe ich so. —

Meine Mutter läßt Sie grüßen — ich aber verbleibe der Ihre allzeit getreu

L. Anzengruber.

Wien, den 21. Februar 1872.

Bester Freund!

Sie schweigen und das macht mich besorgt — ich hoffe, daß Sie doch wohl sind. — Die Novelle, „Gänseliesel" benamset, für Ihren Kalender liegt bereit, ich erwarte nur ein paar Zeilen von Ihnen, um dieselbe zu überschicken.

Hoffe nur, daß Sie Geschäfte hinderten, die Feder zu ergreifen und erwarte, von Ihrer Hand durch ein paar Zeilen erfreut zu werden.

Ihr getreuer

L. Gruber.

Wien, den 23. Februar 1872.

Werthester Freund!

Anbei sende ich Ihnen die „Gänseliesel“ für Ihren Kalender. Sie füllt wohl einen halben Bogen, besonders wenn ihr durch eine oder die andere Illustration nachgeholfen wird. Eine Bitte hätte ich betreffs derselben an Sie. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieselbe abschreiben ließen und mir das Manuscript retournirten. — Sonst wünsche ich Ihnen, daß Sie dieselbe gesund verbrauchen, denn Sie schreiben mir, daß Sie unwohl seien, ich erwarte den versprochenen Brief von Ihnen mit für Ihre Person guten Nachrichten.

Bin sehr beschäftigt und froh darüber, ich habe lange gefaulenzt, meine Mutter läßt Sie grüßen und es grüßt Sie in treuer Freundschaft Ihr

L. Gruber.

Wien, den 21. Mai 1872.

Werther Herr in Mur-Athen!*

* Daß ich net lach'!!

Ihr werthes Schreiben vom 3. d. M. beantworte ich heute zwar erst, Sie sehen aber, ich habe mir frisches Briefpapier dazu gekauft, erstens beginne ich jedoch mit der Frage nach Ihrer Gesundheit, wie geht es Ihrer geschätzten Leber und was macht Ihr liebenswürdiges Herz? (Diesbezüglich,

wann gehen Sie nach Hautzenbühel?) Bringen Sie mir über beides beruhigende Nachrichten.

Den im Strahle der Diogenes=Laterne verklärten F. S. habe ich leider seither noch nicht zu Gesichte gekriegt, konnte ihn daher nicht grüßen, er geht jetzt auf Entdeckung noch unbesuchter Höhlen aus, ich glaube, touristisch ausgedrückt heißt das Jungfernlöcher suchen, daher er zeitlich für die Oberwelt ganz verschollen bleibt.

Was die „Kreuzelschreiber" anlangt, so sind dieselben bis zum dritten (und letzten) Acte vorgeschritten und habe ich heute diesen letzteren selbst begonnen. Die werden fertig.

Holdseligster! Was wollen Sie, daß ich mich für Ihre Gesundheit bergsteigend zu Tode schwitze?! Ich war immer der Meinung, Sie machten ohne Schaden für unser beiderseitiges Leibeswohl insonderheit noch dazu Bewegung für mich!

Aber ich merke Ihre Absicht und werde verstimmt. Seit Sie Ihr dramatisches Dingelchen da, das Mirfadl — oder Mirakl*) geschrieben haben, das man gar nicht zu sehen kriegen kann, seitdem Sie mit einem Wort Dramatiker geworden sind, sehen Sie in mir mehr als je den Concurrenten und wünschen wahrscheinlich, daß ich mich in Ihren heimatlichen Bergen derkugel'!? Wie gesagt, diese menschenfreundliche Absicht verstimmt mich etwas.

Ich versichere Sie, es ist in Schönbrunn auch eine wunderbare Luft, dahin promenire ich alle Tage — und arbeiten muß ich schon jetzt im Sommer — warum — weil ich leben will und weil ich den Winter über so faul war.

Meine Mutter grüßt Sie herzlichst, ich auch, und bitte schreiben Sie nach Maßgabe Ihrer Zeit baldigst Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

*) „Das Mirakelkreuz".

Wien, den 27. October 1872.

Liebwerthester Freund!

Sie werden doch im Besitze der „Kreuzelschreiber“ sein, die ich Ihnen am 14. d. M. zugesandt habe? Auch Martinelli, der mich darum ersuchte, erhielt ein Exemplar.

Durch die Einsendung Ihrer Geschichte „In der Einöde“*) haben Sie mich sehr erfreut. Ein tüchtiges Stück Arbeit das! Sie machen Einem übrigens das Amt eines Kritikers recht schwer, auch wenn man Sie nicht persönlich kennen würde. Durch das ganze Buch zittert warmer, lebendiger Blutschlag.

„In der Einöd'“! Es geht etwas wie Entwickelung (andere würden's freilich „Tendenz“ heißen) durch die Geschichte. Der alte, verstoßene Schulmeister legt den Keim, „daß die Einöden auf einmal keine Einöden mehr ist“. — Kurz, das Ganze ist sehr erfreulich, daß man nicht nach dem Einzelnen viel Umschau hält. — Ahan, denken Sie, jetzt wird mein Freund, der Kerl, gleich zum nergeln anfangen, beim Einzelnen ist er schon. So sind sie Alle, erst das Ganze hübsch loben, dann das Werk hübsch in Charaktere und einzelne Capitel zerlegt und darüber losgezogen, so daß ein dritter Unbetheiligter, der zufällig zuhörte, sich denken müßte: „Himmel, das ist doch gegen alle Rechenkunst, daß eine Liste von Fehlern und Schwächen summirt nur Vorzüge und Vortrefflichkeit ergeben sollte.“

Aber Sie täuschen sich in Ihren üblen, hämischen Autorgedanken — keine Entschuldigung, ich weiß, Sie haben mich oben heimlich „Kerl“ genannt, keine leeren Ausflüchte von literarischer Unempfindlichkeit — ich kenne Sie, denn ich kenne mich, wir Autoren nehmen kein Urtheil übel, außer

*) Später „Heidepeter's Gabriel“.

ein — tadelndes, und wenn wir derlei wittern, so werden wir gleich toll, begegnen jedem Schimpf und Glimpf, indem wir das Prävenire spielen und — wie oben — zuerst unsere Freunde verunglimpfen.

Wir sind schon so, wir Autoren!

Spaß beiseite! Ich gratulire Ihnen. Viele schöne Gedanken, reiche Beobachtungen. Was ich aber einst Ihnen gesagt habe, dabei bleibt es, nach der Lectüre dieses Ihres Buches ist es mir zur Gewißheit geworden, daß Sie noch in voller Entwickelung stehen, daß sehr Bedeutendes von Ihnen in weiteren Jahren zu erwarten steht, wenn Sie nicht mehr mitten in Ihren Werken, sondern ganz und voll darüber stehen werden, und so freue ich mich Ihres jugendkräftigen Schaffens, erwarte Ihre Reife, und als persönlicher Freund hoffe ich, daß Sie Ihren Niedergang erst in die Zeit der weißen Haare verlegen werden. Dieser Zeit wolle das Geschick Sie auf freundlichen Wegen zuführen und verbleiben Sie auch mit dieser Haarcouleur und Stoppelbart mein Freund, wie ich der Ihrige verbleibe, ich grüße Sie herzlichst und schreiben Sie auch einmal wieder Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Meine Mutter läßt Sie grüßen. Für Ihren Kalender werde ich „Die Märchen des Steinklopferhans" nächstens beginnen.

Wien, den 3. December 1872.

Werthester Freund!

Ihren Brief vom 29. v. M. mit seinen verschiedenen Einlagen habe ich empfangen, und danke Ihnen herzlichst für Ihr ritterliches Einstehen für meine, wie Sie ganz richtig dem * * gegenüber bemerkten, unverstanden verunglimpfte Sache.

Ich fühle mich umsomehr gerührt durch diese Ihre That, als ich mich schon vergessen glaubte, ich weiß heute noch nicht, haben Sie das Buch „Der †††schreiber“ empfangen oder nicht? Ihre letzte freundliche Sendung, „In der Einöde“, Ihren Roman, der mir, je länger ich ihn in mir trage, je besser gefällt, und den ich bei nächster Muße wieder vornehmen werde — — Ihre letzte Sendung besagte nichts, ob Sie meine auch erhalten haben.

Umsomehr bin ich, wie gesagt, gerührt, als Sie sich während dieser Zeit dem Kreuzfeuer, wie Sie selbst gestehen, „wundersam schöner Augen“ ausgesetzt haben, in denen man gerne versinkt, wie in einem tiefen, klaren See, um in der Nixenstadt unten süß, wundersam süß zu träumen. Daß Sie bei der Verunglimpfung meiner doch sehr prosaischen „†††schreiber“ unter sothanen Umständen geharnischt aufwachten, das ist viel, das ist mehr als ein Freund verlangen kann, das ist für die Sache des Volkes in Puncto des Volksstückes mit geschehen, eine Sache, die uns beiden nahe geht, die Sache des Volkes, und die uns beide zu Freunden gemacht — mich wenigstens aufrichtigst zu dem Ihrigen.

Bei Gott, ich wünsche Ihnen, Sie mögen all das Glück finden, das ich in diesem Falle für mich hoffe und vom Geschick erbitte.

Ich für meine Person habe Ihnen wenig Neues zu vermelden. „Elfriede“ ist beendet, wird wieder eingereicht — sonst bin ich mit Arbeit überhäuft und habe auch für einen gewissen Kalender gestern Hand angelegt, um die „Märchen des Steinklopferhans“ anzufangen, bitte aber um recht viel Geduld.

Meine Mutter läßt Sie freundlichst grüßen, die arme Frau, die Sie recht sehr schätzt und liebt, ist von einer schlimmen chronischen Krankheit befallen und leidet sehr.

Ich hoffe, daß ich bald ein Schreiben, wenn auch nur ein paar Zeilen, erhalte, ich werde Ihnen dann umständlicher bei mehr Ruhe und Muße schreiben, jetzt wollte ich Sie nicht länger warten lassen auf Antwort und Dank für Ihren letzten lieben Brief, wolle es Gott Ihnen so wohl sein lassen, als dies wünscht Ihr treuergebener

L. Anzengruber.

P. S. * *'s Recension ärgert mich so wenig, wie etwa einen Maler das Urtheil eines Blinden über sein Gemälde.

Wien, den 3. März 1873.

Lieber werther Freund!

Ihr letztes Schreiben mit der „Offenbarung Ihrer kleinen Verbitterung" hat mir große Angst für Sie eingejagt. Ich hoffe, Sie haben sich bereits „ausverbittert". Wundern Sie sich vielleicht, daß S.'s Buch so gelobt wird? O, thun Sie es nicht, Sie präsentiren sich sonst in dem Lichte einer gar wundervollen Naivetät. S. ist Journalist Nr. 1, hat einen Verleger Nr. 2, dem es auf etliche Freiexemplare nicht ankommt, der inserirt und Reclame macht, der mich z. B. ersucht hat, ihm einen Artikel über das Buch zu schreiben und der ihn dann in das „Fremdenblatt" brachte und im „Pester Journal" noch einmal abdrucken ließ. Ich habe den Artikel sehr gerne für unseren gemeinsamen Freund geschrieben, all das Lob war ein verdientes, ich habe keinen Groschen Honorar dafür verlangt, aber ich mußte doch wissen, daß er — und in welchem Journal — placirt wurde. Ließe sich Heckenast die Geschichte ebenso angelegen sein, Sie hätten genug Artikel erleben können, so schweigt er seinen Verlag selbst todt. Wenn die gewöhnlichen Schreiber nur notizeln,

so müssen eben die Freunde der Verfasser her, diese müssen schreiben!

Etwas hat mich in Ihrem letzten Schreiben schwer besorgt gemacht. Ihr Geständniß, daß Sie sich mit der Schöpfung der „Einöde“ einer aufregenden Arbeit unterzogen, einer Gesundheit untergrabenden; um des Himmelswillen, guter, bester Freund und herzlieber Mensch, thun Sie das nun und nimmermehr, bleiben Sie kalt und ruhig, schaffen Sie sich zur Lust und Sie werden auch zur Lust der Anderen geschrieben haben, bleiben Sie uns gesund an Seele und Leib, lassen Sie sich nicht die Blüthen Ihres herrlichen, Ihres erquickenden Talentes in der Treibhauswärme des forcirten Producirens verderben, lassen Sie sich nicht vom Ehrgeize in Ihr Tintenfaß spucken, daß Sie mehr Tinte zu verschreiben haben. Es ist in der „Einöde“ ein etwas bizarrer Zug, ein leidender Zug, der durch das Ganze geht, Ihre eigenen Worte haben mir die Erklärung davon erschlossen. Bester, um was man sich krank schreibt, das leidet selbst mit. Sie aber haben ein so eigenthümliches, ausgesprochen selbstständiges Talent, daß Sie nur ruhig fortzuschreiben brauchen, daß Sie langsam die Meisterschaft sich erschreiben werden. Mein Bester und Guter, Sie haben gar kein Recht, sich auf Ihrem Wege umzusehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, also „allweg vorwärts“.

Ich habe Ihnen schon dazumal, als ich Ihnen den Eindruck Ihrer „Einöde“ auf mich mitgetheilt, gesagt, daß Großes in Ihnen ruht, daß ich von Ihrer Zukunft alles erwarte; — nicht fertig, nicht abgerundet steht Ihr Roman „Die Einöde“ vor uns, und doch viele lesen ihn mit Vergnügen, es ist derselbe Rosegger, der ihnen schon mit seinem Genius zu Herzen gesprochen; ach, glauben Sie nicht, mein

lieber Rosegger, daß dieser Rosegger recht daran thut, auf dieses Werk all seine Karten zu setzen! Geh'n Sie mir, seit wann ist er denn so stolz oder so kleinmüthig geworden? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich diesen Schriftsteller liebe und schätze, ich möchte ihm mit keinem Worte wehe thun, nicht um die Welt, aber wenn Sie mir meinen Zukunfts-Rosegger verderben wollen, das greift mir ans Herz und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. In diesem Gegenwärtigen schlummert noch so viel unentwickelt, er weiß es wohl selbst nicht, und wenn ich mir denke, wie sich das nach und nach klärt, bildet und festigt, und ich denke mir den ganzen fertigen Rosegger — da möchte ich des Teufels werden, wenn ich in Betracht ziehen soll, daß auf einmal das nicht sein soll, daß Rosegger stehen bleiben sollte, daß er nun daran denken soll können, er werde nichts mehr schreiben — ach pah, rasten Sie sich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder frisch ans Werk, und die nächste größere Arbeit überschauen Sie wie von oben, von darüber her, das thun Sie — heute aber können Sie schon jeden einen Lumpen heißen, der es anders sagt, als daß ich die „Einöde" so gut finde, daß ich sie wohl selbst geschrieben haben möchte.

Sagen Sie das dem Rosegger, er wird sich's gewiß zu Herzen nehmen, da es vom Herzen kommt.

Nun erlauben Sie, daß ich ein wenig von mir rede, es ist mir zwar nicht besonders darum zu thun, denn ich habe von mir nicht viel zu sagen, das etwas zu sagen hätte. Neues gar nicht; „Elfriede", das wissen Sie, kommt nächstens daran. Eine „Tochter des Wucherers" habe ich eingereicht. Ich arbeite jetzt sehr viel, und wenn Sie einmal des Sommers ein paar Tage kommen wollen, so finden Sie mich

immer bereit, Ihnen etwas vorzulesen, denn ich habe ja vieles, das Sie gar nicht kennen.

Meine Mutter, der es übrigens recht übel ergeht, haben Sie auch durch Ihren Brief besorgt gemacht, die Frau versteht etwas und hatte auch an der „Einöde" ihre Freude — sie läßt Sie grüßen.

Ich werde jetzt diese Seite noch herunterschreiben, daß Sie sich nicht beklagen, daß ich dieses Fleckchen Papier nicht mehr für Sie aufwenden will, aber Neues sollen Sie von mir nicht erfahren, vielmehr frage ich Sie, heiraten Sie im Mai — und wenn das, wie können Sie jetzt „raunzen"? Wirst lustig sein, Du Sakra! Bei Gott, dem Allmächtigen, Höchstgütigen und Weisen, ich wünschte, er hätte uns die Aushängebogen der Schöpfung zukommen lassen, statt daß der schuftige Metteur en pages, der Satan, das Ganze nach Gutdünken hat durchschießen dürfen, ich sage Ihnen, es ist eine Lausewelt, sonst gäbe es keine leidenden kranken Geschöpfe darin, keine Rohheit. Die armen Wesen hoffen auf eine verbesserte, durchgesehene zweite Auflage, deren Ausgabstermin der jüngste Tag sein sollte, den Sie mir auch gütigst als Termin gestellt haben, um Ihr Schreiben zu beantworten. Sie sehen, ich thue das schneller, nicht etwa des Zweifels an dem jüngsten Tage wegen, sondern weil besser bewahrt als beklagt ist und weil Sie nicht beklagen und immer wohl bewahrt wissen will Ihr Sie schätzender und liebender

L. Anzengruber.

Wien, den 5. Mai 1873.

Werther, liebster Freund!

Im Anschlusse sende ich Ihnen meine „Friedl", ferner gratulire zu Ihrem Mirakelkreuz-Erfolg, er war ein ver-

dienter, dann gratulire zu Ihrer Verheiratung und vertraue Ihnen an, daß es bei mir alsbaldig auch losgehen wird und ich ebenfalls bald Ehemann sein werde. Weitere Nachrichten behalte ich mir für später vor. —

Was nun Ihr „Mirakelkreuz“ anlangt, und ferner, was ich von Martinelli hörte von einem Gelegenheitsstückchen zur Vermählung der Erzherzogin Gisela — so ist das erste so hübsch gerathen, der Stoff des zweiten, nach Hörensagen, so originell, daß ich im Interesse unseres ledernen Repertoires wünschte, Sie möchten von Zeit zu Zeit das Publicum mit solchen netten Holzschnitzereien erfreuen.

Dieses „Mirakelkreuz“ ist eine so nette, liebe Bluette — pah, was soll ich die Zeitungen ausschreiben? Sie haben Schlesinger's Recension gelesen, der Mann sagte, was viele meinten.

Lieber Freund, schreiben Sie mehr dergleichen.

Ich muß für heute schließen, habe Besuch, folglich keine Ruhe.

Herzlichen Gruß von mir und Mama.

Ich verbleibe Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Lieber Freund!

Sö sein mir an Brief schuldig. Flütterwochen gelten niama als Entschuldigung. Ihr

L. Anzengruber.

Breitenfurth Nr. 72.

Breitenfurth, den 27. Mai 1873.

Theurer Freund!

Hier in Breitenfurth (bei Wien) rings von dicht bewaldeten Hügeln umgeben, sitze ich, rauche eine kurze Pfeife,

und draußen am Balkon sitzt meine kleine Frau und liest ein vortreffliches Buch, nämlich Rosegger's „Gestalten".

Und hier sitze ich und denke an Sie, und wünsche Ihnen, als Neuvermähltem, alles Glück und allen Segen mit aufrichtigem, getreuem Herzen!

Ich bin kaum sechs Tage hier, das Wetter hat sich dabei greulich angelassen, nichts als Regen und abermals Regen und zur Abwechslung ein wenig Tröpfeln! Doch war ich schon dreimal im Wald, und werde ihn öfter und öfter aufsuchen und tiefer und tiefer hineingehen, „so tief, wie kein Mensch noch gewesen ist, und da werde ich eine wilde Rose — — —"

Ja so, diese wilde Rose in tiefster Waldeinsamkeit suchen ja Sie; der Zukunfts-Rosegger hat sich keine blaue Blume der Romantik vorbehalten, er sucht die wilde Rose und er wird sie finden, gewiß, sicher, nicht heute, nicht morgen, aber eines schönen, ruhigen Tages, tief im Walde, auf dem reichen Moose, rings umgeben von hohen Stämmen, in deren Blättern das Sonnenlicht spielt; und bis er sie findet, geht sein Freund Anzengruber in den Wald, um in Blätterduft und Kühle den künftigen Fund recht verstehen zu lernen, und ihn freudig begrüßen zu können.

Lieber Freund Rosegger, mir ist leicht um die Seele und weh um das Herz; leicht um die Seele, in der lieben weiten Natur, weh um das Herz, weil mitten in dieser prangenden Natur ein Wesen, mir über Alles theuer, leidet, schmerzlich leidet, und langsam vergeht — meine arme Mutter ist sehr krank, recht sehr.

Es giebt Lagen, wo Einem der Muth sinkt, wo man an das Geschick nicht einmal die Bitte zu stellen wagt: „Erhalte mir die Lieben", denn die Bitte wäre grausam eifersüchtig,

und so zwischen Resignation und dem drohenden Verluste gepreßt, wird Einem weh um das Herz.

Sollten Sie einmal im Laufe des Sommers nach Wien kommen, so geizen Sie nicht so mit der Zeit, daß Sie uns nicht einen Tag schenken wollen, kommen Sie und besuchen Sie uns.

Man fährt per Südbahn bis Liesing und von dort per Wagen circa eineinhalb Stunden bis Breitenfurth. Die Gegend lohnt den Ausflug. Nackte Berge, Schroffen, hat sie zwar nicht, aber freundliches Grün und Wälder rings umher.

In Erwartung einer freundlichen Antwort

Ihr allzeit getreuer

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 3. Februar 1874.

Verehrter Freund!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen für Ihre „Geschichten aus den Alpen" zu danken; ich habe dieselben aber auch während der Zeit gelesen — und ich werde sie wieder lesen. Ich sage Ihnen Dank für den Genuß, den diese „Geschichten" mir verschafft haben, dieselben lassen in der künstlerischen Gestaltung, sowie in ihrer tiefangelegten Tendenz oder anderenfalls in ihrer tiefgemüthlichen Schilderung des localen Lebens nichts zu wünschen übrig.

Wenn Eines — ich wüßte aber nur das und nichts anderes — mich als etwas unwahrscheinlich und daher nicht in den Rahmen passend berührt hat, so ist das im „Adel im Dorfe" (dieser prächtigen Erzählung) das Geständniß des „Wagnerfaltl" (herrliche Figur) vor der Dorfjugend. Sie zeichnen dasselbe ja selbst als ein Geschehniß, das zu nichts führt, was auch in dem Begriffsvermögen der anjizt lebenden

lieben Dorfjugend nur zu begründet ist. Das sollte Ihr „Wagnerfaltl“ nicht selbst einsehen? O gewiß — eine testamentarische Enthüllung nach dem Tode dieses Wackeren würde das gewünschte Resultat bei den Kindern derer, an welche ein offenes Geständniß nutzlos verschwendet ist, ganz sicher hervorrufen oder zum Mindesten mit mehr Wahrscheinlichkeit.

In diesem Punkte war mir der Pfifficus zu naiv. Und es wirkte auf mich fast wohlthuend, als ich den alten Mann ohne Nutz vor den Dorffratzen sich demüthigen sah, wo die ältesten Bengel und reifsten Menscher darunter ja eben nur bis zu seinen Bundschuhen reichen und kein Verständniß haben.

Das war für mich die einzige heikle Stelle. Ob ich sie ganz wegwünschte, oder in angedeutetem Sinne umgestaltet? Verehrter Freund, niemals, wenn Sie es nicht drängt Hand anzulegen, oder Sie vielleicht bessere Gründe für die Haltbarkeit der beregten Scene haben. Ich achte stets an jedem Autor das Niedergeschriebene und eher denke ich, daß ich auf falscher Fährte bin, als er. Bitte jedoch zu bemerken, wenn ich sage bei jedem Autor, so meine ich eben einen Schriftsteller, den ich achte, schätze und hochhalte, der eben Einer ist — ich aber liebe Sie als Autor und auch als Menschen, als Autor selbander ist mir der Wagnerfaltl etwas in seiner Angelegenheit aufgefallen, als Mensch (Irren ist menschlich) überlasse ich es Ihnen, von diesem meinem Bedenken das Beste zu denken.

Von mir und den Meinen an Sie und die Ihren die besten herzlichsten Grüße, nochmals meinen Dank, schaffen Sie freudig weiter und muthig, vor Ihnen liegt ein großer Weg, jedes neue Buch von Ihnen ist ein Zeugniß Ihres Fortschrittes, jedes ist ein anmuthiges Rastplätzchen, zu dem

die Lesewelt auch dann noch immer zurückkehren wird, wenn sie auch schon sehr weit vorgeschritten sind, denn Sie gehen einen recht schönen hübschen geraden Weg, müde werden Sie nicht so bald, lieber Bergsteiger, so wünsche ich Ihnen für allzeit nur das beste Wetter, einen heiteren häuslichen Himmel dazu. Ihr Sie hochschätzender und liebender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 20. Februar 1874.

Mein sehr geehrter Freund und Herr!

Sö sein Einer! Warum schreiben's denn nit? Sein Sö bös? Oder faul? Oder sonst was? Meinetwegen alles, nur hoffe ich, daß weder Sie, noch die werthen Ihren krank seien. Denn, wenn Sie bös wären, so sag' ich meinetwegen: weil ich Ihnen alles Recht dazu abspreche, vonwegen: weil Sie keine Ursache haben. Margerlt Sie etwa das sehr wohlgemeinte, meinerseits genügend motivirte, Ihnen jedoch alle Vertheidigung freistellende Wort über Ihren „Wagnerfaltl"? Hab' ich mich nicht zufrieden gegeben, wenn Sie es ganz einfach beim Alten lassen und über meinen Einwurf zur Tagesordnung übergehen wollten!! Han? Bitt' Ihnen, können's mehr verlangen? Oder gift' Sie's vielleicht, daß ich sage: Sie werden immer besser, die Literatur hat noch Hoffnung auf Sie zu setzen und ist noch lange mit Ihnen nicht fertig, und es ist eine Passion, Sie auf Ihren Etappen zu begleiten? Gift' Sö bös?

Na hörn's, da müßt ich mich aber giften und schon wie!

Und wenn Sie nichts margerlt und nichts gift' — warum schreiben Sie denn nicht? Den F. S. haben Sie auch giftig gemacht — die Ursache aber ist mir nicht bekannt. —

Sie müssen's schon aber arg getrieben haben. Vor etwa vier Wochen sagte er: „Es giebt noch Menschen auf der Welt, der eine wohnt in Graz und der andere in Wien!“ Sehn's, das sind wir zwei. Nun haben Sie ihn bös gemacht, jetzt bin ich nur mehr der einzige Mensch (wohne zwar in Wien, halte mich aber in Wolkersdorf auf) und es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Aber ich plaudere da gemüthlich, weiß nicht, was in Ihrem Busen vorgeht, kurz und gut, für heute gar nichts, keine Zeile weiter, als daß ich war, bin und verbleibe

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Gruß an Sie und die Ihren von den Meinen. Wie ich nicht alsbald einen Schreibebrief von Ihnen erhalte — so schreiben Sie sich die Folgen davon selbst zu, dann kriegen Sie keinen Brief mehr, kein neuches Stuck von mir mehr und ich weiß nicht, was ich dann noch alles thu'. Kruzitürken! Schreib'n!!

Wolkersdorf, den 21. April 1874.

Werther Freund!

Indem ich Sie und die Ihren in bestem Wohlsein hoffe, erlaube ich mir, Ihnen, als Sachverständigen, einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung mich bewahren soll, in meinem neuesten Werke etwa Verstöße gegen landwirthschaftliche Terminologie zu begehen.

Dieses neueste Opus ist eine Bauernkomödie, sohin lustiger Natur, im Genre der Kreuzelschreiber, und betitelt „Der G'wissenswurm“.

Also, Verehrtester, ich ersuche Sie, mir alsbaldigst Auskunft freundlichst ertheilen zu wollen:

1. Wenn das Heu auf den Wiesen zusammengerecht wird, wie heißen dann die kleinen Heukegel (etwa mannshoch oder etwas höher) „Heumandel"? oder auch wie die großen „Schober?" (NB. Ich meine natürlich jene, welche zur alsbaldigen Ueberführung auf die Heuböden aufgeschichtet werden.)

2. Sind mir bange Zweifel aufgetaucht, Ideenvermischungen und Verwirrungen, ein Begriffscancan zwischen den Worten: Schupfen, Scheuer und Scheune.

Bitte mir Folgendes klarzustellen:

Unter Schupfen verstehe einen gedeckten Raum, welcher aber oft nur auf Balken ruht, sohin etwa unten ganz frei oder oft nach drei Seiten frei, an der vierten geschlossen erscheint. Ist dem so?

Ist Scheuer und Scheune dasselbe? Und wo hebt vorkommenden Falles der Landwirth sein Arbeitsgeräth auf?

Oder ist das volksthümlichere Stadl für diesen Fall anzuwenden?

Ich bitte Sie um alsbaldige Errettung aus diesen bangen Zweifeln.

In vollem Ernste, ich lasse mich gerne über solche Dinge belehren, so nebensächlich sie auch erscheinen mögen, weil ich nicht gerne solche Verstöße mache, welche, wenn sie einmal geschehen sind, von einer Faulheit zeigen, die nicht einmal eine Frage daransetzen will, um ins Klare zu kommen.

Natürlich werden Sie mir auch schreiben, wie es Ihnen, Ihrer werthen Frau Gemahlin und dem kleinen Sepp geht. Ich hoffe, recht wohl! Meiner Mutter geht es besser, meine Frau war auch krank, ist aber ditto auf dem Wege der Besserung — mir geht es wohl.

In der Hoffnung, das Gleiche von Ihnen und den Ihren zu hören, grüßen Sie die Meinen und „Ich" selbst herzlichst. Ihr Sie recht schätzender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 18. Juni 1874.

Verehrter Freund!

Fühle bloß das Bedürfniß, Sie in der Ferne zu grüßen. Uns geht's passabel. Wie Ihnen und den Ihren? „Was macht der kleine Sepp?" Habe neulich gedacht, was er wohl machen möge. Schlafen und trinken. Seliges Los!

Herzlichste Grüße

L. A.

Wolkersdorf, den 30. Juli 1874.

Werther Freund!

In Anbetracht Ihres letzten Schreibens lasse ich alle andere Controverse fallen, es ist schon so lange her, daß Sie jedenfalls nimmer wissen, was Sie geschrieben haben; ich mache nur darauf aufmerksam, daß Sie in einem Punkte sich gewaltig irrten und das ist, als Sie meinten, ich „faulenzete" — oho, eben darum, weil dös nit der Fall ist, komme ich erst heute dazu, Ihren Brief vom 16. d. M. zu beantworten. Ich habe soeben den dritten Act eines Trauerspieles, für das Burgtheater bestimmt und betitelt „Hand und Herz", vollendet und stehe vor dem vierten und letzten Acte dieser Arbeit und brauche nunmehr Erholung, und nun bin ich in der Lage zu sagen: Ich komm'!

Da Sie sich stets bereit erklären, wird es keinen Schwierigkeiten unterliegen, einer Aufforderung von uns (Schlögl und mir) Folge zu leisten, denn ich schreibe dem Schlögl

unter Einem. Meine kleine Frau bring' ich mit und führe ich auch, zum erstenmale in ihrem Leben, in die Alpenwelt ein. Gekraxelt wird aber von mir und meiner Frau nicht, ihr verbietet es ein Dritter und i, i mog net.

Aber angesichts der Berge wollen wir wieder einmal lustwandeln, plaudern, essen und trinken — kurz, thun, was sich thun läßt, aber so nicht in der Stadt.

Natürlich schreibe ich sofort nach Abmachung. Ich grüße Sie und die Ihren von mir und den Meinen aufs beste

Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Vielleicht nächste Woche, dann benachrichtigt Sie wohl der S.

Wien, den 9. November 1874.

Verehrtester!

Es mag beiläufig 300 Jahre her sein, ja ich denk', so weit liegt es zurück, und das entschuldigt doch wahrhaftig, wenn einer auf ein Versprechen vergißt — g'wiß, wer b'sinnt sich gleich so weit zurück. Es mag also beiläufig vor 300 Jahren, bleiben wir dabei, gewesen sein, als ein Literat sammt Frau einem anderen Literaten zuliebe nach M*) fuhr. (Sie wissen, wir Männer der Feder begnügen uns, wie die Mathematiker, oft einen Buchstaben statt einer unbekannten Größe oder auch einer bekannten zu setzen.) Also, es hing oder vielmehr lag damals der Himmel regenschwer über der Landschaft und zum Troste für die erduldete Mühsal und in Aussicht stehende Trübsal versprach der Literat aus K, dermalen in G, dem ihn besuchenden Literaten aus W ein für-

*) Mürzzuschlag.

treffliches Werk zu senden, auf daß er sein Gemüth daran erquicke.

Nachdem also, bleiben wir dabei, 300 Jahre vergangen waren, da trat der Büchermacher aus W in einen Buchladen daselbst und da sahe er vor sich liegen ein dickes Büchlein und da sagte er freudiglich: Ahan!

Darüber verging wieder ein Jahrhundert, und der Büchermacher sagte nicht mehr: ahan! was so viel hätte heißen sollen, als: ah, da ist ja das Buch schon erschienen, die nächste Post rc. rc.

Ja, daß wir also wieder in unsere Zeit zurückkehren, wie geht es denn Ihnen, was macht Ihre werthe, liebe Frau Gemahlin? — Ich hoffe, es geht Ihnen allen wohl. Wir alle grüßen auf das beste. Meine Mutter befindet sich recht übel mit ihrer Krankheit, ich habe gegenwärtig einen bösen Husten. Hoffe, daß Sie von keinerlei Leiden und Kümmernissen bedrängt sind, denn dann geht es Ihnen und den Ihren wohl, was aufrichtig wünscht Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Haben's in Graz den „Wurm“ gesehen?

Werthgeschätzter Freund!

1. Anbei erhalten Sie das bewußte Abendblatt.

2. Bedaure lebhaft, daß Sie nicht nach Wien kommen.

3. Wenn Sie meinen, betreffs „Hand und Herz“, daß eine Auflöslichkeit der Ehe nicht die Harmonie mehr herstellen könnte, so haben Sie recht, ich aber auch, wenn ich behaupte, daß eben dann vor Eingehung der zweiten Ehe das erste Band mit dem widerlichen Lumpen getrennt worden wäre und dadurch das Verbrechen der Bigamie entfiele, sohin alle aus selbem resultirenden Peinlichkeiten und Qualen. —

Daß Ihnen das Stück nicht gefällt, d. h. trotz Sie ihm in künstlerischer Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, das schadt nix. — Seit wann sind Sie Pessimist geworden, fragen Sie; seit wann sind Sie Optimist geworden? frage ich.

Mehr kann ich heute, durch Arbeit zur Eile verhalten, nicht und so verbleibe ich mit den besten Grüßen Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Wien, den 23. April 1875.

Mein werthgeschätzter Freund!

Indem ich mich hinsetze, an Sie zu schreiben und Ihre Aufforderung bedenke, längere Briefe zu entwerfen, gerathe ich in einige Verlegenheit; welches Thema soll ich denn anschlagen . . . ? Gar keines, das wird das beste sein, wenn ich abspringe von einem zum anderen, springen Sie vielleicht mit, und das dürfte Sie etwas zerstreuen, und das ist das Richtige.

Die Brüder Müller waren vergangenen Sonntag bei mir, haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht, was für einen Eindruck ich auf sie, das weiß ich nicht. Bei ersten Begegnungen bin ich nicht sehr mittheilsam, ich bin recht höflich, ich rede von allem, vom Wetter, vom Theater, von Krieglach, vom Wurzelsepp des Rosegger 2c. 2c., aber warm werde ich nicht.

Der alte Schumm war bei mir, er wird am 30. d. M. wegen vollendetem 70. Jahre als ältester „Bam"=, Pardon „Bergkraxler" vom Touristenclub gefeiert, wozu ich höflichst eingeladen wurde.

Wären Sie 14 Tage in Wien geblieben, wie Ihnen ja Ihr guter Dämon momentan den glücklichen Einfall zuflüsterte unter der tröstlichen Versicherung: „Es kann d'r nix

g'scheh'n" — was hätten Sie alles bis jetzt schon mitgemacht und erfahren! Abgesehen davon, daß Sie im Touristenclub an jenem Festtage als steirischer Schutzpatron in irgend einer Nische angebetet worden wären:

O heiliger Rosegger bitt' für uns,
Und gieb uns Deine Aus- oder Umschau in der Natur!

Wenigstens siebenmal hätten wir schon die Zahnradbahn besucht und wären sicher doch einmal hinaufgefahren auf den Kahlenberg, wenn die Bahn nicht gerade fürchterliches Zahnradweh gehabt hätte, was auch möglich wäre, bei diesem ewig wechselnden Wetter.

O! Sie haben viel versäumt; ich habe dieser Tage meine Erzählung „Diebs-Annerl" für den deutschen Reichskalender abgeschlossen, ich hätte sie Ihnen vorgelesen.

Ich hätte Ihnen vorlesen können die erste Verwandlung des ersten Actes von „Da Onkl" (ein Volksstück, das nur fertig zu werden braucht, um sofort verboten zu werden). Kurz und gut, ich will mich nicht ermüden mit all dem Herrlichkeiten-Aufzählen, noch Sie mit dem Anhören dieser Aufzählung. Sie sind eben nicht in Wien geblieben, Sie haben es vorgezogen, nach Graz zurückzukehren, um dort die Selbstpeinigung auf das rationellste zu betreiben.

Ich hätte Gelegenheit genug, mich darüber auszulassen, ich könnte ein hübsches Stück dieses Papiers, das ich mir ernstlich vorgesetzt habe, bis zur letzten Zeile zu beschreiben, damit anfüllen, ich thue es aber nicht. Ich überlasse es der Zeit, mit Ihrem wie mit meinem Schmerze fertig zu werden, wird sie es ja auch mit uns selbst.

Ich will daher lieber mich auf geschäftliche Themen werfen, ein ordentlicher Geschäftsmann klagt immer — unsere Wiener Geschäftsleute klagen gewöhnlich den ganzen Tag,

Vormittags im Wirthshause, Nachmittags im Kaffeehause, und Abends auf derselben Stätte der Thränen und Seufzer wie Vormittags — warum soll ein unordentlicher Geschäftsmann, wie der Dichter ja doch immer ist, nicht ohne Platzwechsel in seiner Stube klagen dürfen.

Denken Sie sich also: mit Mai schließen in Wien drei Theater, wie viele davon im Herbste wieder ihre Pforten öffnen, steht noch in Frage. Ob Steiner nicht gleich schon diesen Herbst in die Komische Oper übersiedelt? Ob das Stadttheater wieder zu Laube zurückkehrt? Niemand weiß es noch zur Stunde zu sagen. Da das Wiedener Theater aber definitiv schließt bis September, so entfällt jede Hoffnung auf irgend eine Reprise meiner Stücke und auf jede noch so kleine und doch sehr wohlthätige Tantième. Als noch ungeborenem Familienvater kann mir das nicht ganz gleichgiltig sein.

Beinahe hätte ich vergessen, in dem Umhertappen nach Stoff, nicht aus Uebersehen, daß ich Ihnen Ihre Frage nach Schlögl auf das befriedigendste dahin beantworten kann, daß er gesund, wie er schreibt, angelangt ist. Aber jedenfalls dürfte er Sie schon selbst davon in Kenntniß gesetzt haben, und ich post festum kommen, aber Sie sehen, daß ich damit wieder acht Zeilen gewonnen habe.

Ich kann mir nun diesen hier noch übrigen Raum herzhaft eintheilen und mit gemessenen Schritten dem Schlusse zueilen. Wie lange ich auch die Kunst des Schreibens mißbraucht habe — ich meine nur hier in vorliegendem Schreiben — um Ihnen plaudernd zu gestehen, daß ich Ihnen eigentlich nichts, wenigstens nichts Neues zu sagen habe, so dürfen Sie mir doch auch glauben, daß mir desto schwerer zu schließen wird, ich möchte nicht, daß Sie diese Epistel verkennen, die der

Gleichgiltigste an einen Gleichgiltigen geschrieben haben könnte, um einfach eine Briefschuld abzutragen, ich möchte, daß Sie in dem gelegentlichen Schwätzer den beständigen Freund herausfinden; einen Brief und einen langen habe ich versprochen, daß ich dieses Versprechen dergestalt erfülle, hat eben seinen Grund darin, daß ich nicht gerne mit meiner Feder wie mit einer Sonde in frische Wunde fahre, die ich gerne geschlossen sähe, nachdem sie einmal geschlagen wurde. Und so hätte ich eigentlich es mit einer Zeile richten können, indem ich Sie bestens von uns grüße und Sie versichere, daß ich verbleibe Ihr Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 1. Mai 1875.

Sehr werther Freund!

Gestern war im österreichischen Touristenclub die Feier von Schumm's Geburtstag, Telegramm und Karte von Ihnen kamen zur Verlesung. Die Karte, d. h. die paar einfachen schlichten Worte, hörte ich selbst ablesen, es kann Ihnen zur Genugthuung gereichen, daß nur Ihr Name genannt, den Saal in lautlose Stille versetzte, und daß man den Antheil merkte, den diese Clubmitglieder an Ihnen und Ihren Geschicken nehmen; unter Schumm's Verdiensten wurde auch das gebührend mit aufgezählt, daß er Sie dem Vereine geworben.

Auch ich habe Schumm mit und durch ein paar Zeilen gefeiert, die ich, da es an einem Vortragenden fehlte, selbst sprechen mußte. Dieses Opus will ich, ohne Eitelkeit, sondern weil ich denke, daß Sie vielleicht eine kleine Neugier dafür haben, hier in diesem Briefe einschalten; indem ich mir wieder vorgenommen habe, Ihnen keinen kürzeren Brief als das Papier lang ist, zu schreiben, und das Gedicht 24 Zeilen

zählt, so verbinde ich hier auch das mir Angenehme mit dem mir Nützlichen, fülle eine Menge Raum aus. — Sie erlauben, daß ich mich vorher im Geiste räuspere und dann beginne, wie folgt:

An Chr. Schumm.

Zur Erinnerung an die Feier seines 70. Geburtstages.

Du hast wohl kaum no kinna zaxeln,
Da hast Du wohl a schon ang'hebt
Af d' Berg rundumi auffiz'kraxeln —
Und no, hast siebzgi Jahr derlebt!
Wann ma dö Höchen z'sammazählet,
Dö vielen tausend da von Füßen —
Dö D' auffikrallt bist — no was fehlet,
Du hätt'st im Himmel schon sein müssen!
Und daß dös no nöt is der Fall,
Woran no mag denn dös wohl lieg'n?
No siehst, Du bist a jedesmal
Von d' Berg a wieder obig'sti'gen.
Dem Himmel bringen Ein' — s' is wahr —
Viel naheter als d' Berg dö Jahr.
Dö Berg, dö findt'st Dich schon herunter,
Und wann Dich nur dö Jahr nöt plag'n,
So bleib' nur lustig und nur munter,
Nach Dir wird nöt der Himmel frag'n;
Denn wie im Katachismus steht,
So fragt er um dö Ketzer nöt,
Doch führetens dö Duldung ein
In jener besseren der Welten,
Und sollt' amal a Nachfrag sein,
No weißt, so thu' Dich halt nöt melden!

Prächtig! das heißt, ich setze durchaus nicht voraus, daß Sie „prächtig" sagen werden, aber ich finde es prächtig, hiermit ganz sachte der Hälfte der dritten Seite dieses Schreibens herabgerückt zu sein, und indem ich mich ernstlich davor verwahre, daß ich das obige Beiwort irgendwie in

Bezug auf meine Dichtung genommen und gemeint haben will, füllt sich ganz ohne Anstand die andere Hälfte aus, wieder ein Beweis, daß man mit Bescheidenheit weiter kommt, als mit Selbstüberhebung — nämlich mit der ersteren sogar auf die vierte Seite.

Indem ich mich meines Hierseins — nämlich daselbst auf der letzten Seite — erfreue, versichere ich Sie nur, daß mir nicht das Schreiben an Sie etwa zuwider ist, sondern nur, daß die Stoffarmuth mich heute etwas quält. Bedenken Sie, gestern, pardon, heute Früh halb vier Uhr zu Hause gekommen, jetzt, denn Strafe muß sein, etwas Kopfweh, dazu wird das Haus, in welchem ich wohne, von unten bis oben mit Oelfarbe angestrichen, ich habe sonach den Gestank in meinen Zimmern, und ein Gerüst von Leitern und Brettern vor meinem Fenster, und auf diesem Gerüste einen anstreichenden Kerl, der Melodien dazu brüllt, wie ein musikalischer Ochse. Mit Mühe unterdrücke ich den unchristlichen Wunsch, daß er von irgend einem Stockwerke, zur Sicherung der wohlthätigen Folge nehme ich gerne das dritte an, auf die Straße fallen möge. Aber trotzend dem Geschicke habe ich meine Aufgabe so weit gelöst, daß mich das farbenverquistende Scheusal nicht mehr beirren soll, und daß ich besänftigenden Gemüthes Sie von uns Allen auf das beste und herzlichste grüßen kann, bleiben Sie hübsch wohlauf und schreiben Sie bald

Ihrem treu ergebenen Freunde

L. Anzengruber.

Wien, den 25. Juli 1875.

Werther Freund!

Ihre Empfangsbestätigung über mein Aviso von meiner neuen Wohnung haben wir erhalten und uns damit getröstet,

daß Sie wenigstens noch unter den „Vegetirenden" weilen! Sie vermeinen auf Ihrer Karte, bald eine fröhliche Nachricht aus meinem Hause zu hören? Sie täuschen sich, werther Freund, ich habe diesmal das Ereigniß, auf das Sie anspielen, ohne es den Freunden zu signalisiren, vorübergehen lassen, nur weil Sie darnach fragen, setze ich Sie davon in Kenntniß, daß diesmal das Resultat meiner Erwartung und der Wehen meiner Frau ein nothgetauftes, zwölf Stunden lebendes Mädchen war. Die Aussicht, Nachkommenschaft zu erzielen, schränkt sich diesen Erscheinungen gegenüber beträchtlich ein.

Sie sehen, daß auch ich mit fröhlichen Nachrichten nicht dienen kann, dazu fehlt mir auch meine Heimgegangene*) allüberall — ich brüte dahin — und bin auf dem besten Wege, gemüthskrank zu werden; ich kann nicht arbeiten und sonst zerstreut mich gar nichts, das, lieber Freund, ist meine gegenwärtige Lage, warum ich gerade Ihnen das offen schreibe, weil Sie es verstehen werden, und ich will darum Ihretwegen nicht zu deutlich werden, es grüßt Sie auf das beste Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 18. September 1875.

Werther Freund!

Was soll ich Ihnen darüber ungehalten sein, daß Sie meinen Beitrag für dieses Jahr in Ihrem Kalender nicht gebracht haben? Sie sagen ja selbst, daß Sie sich um die Redaction desselben heuer nicht gekümmert hätten, also sind Sie außer Obligo, dafür muß ich Sie aber bitten, Herrn G. Heckenast zu ersuchen, mir das betreffende Manuscript zu retourniren, da ich es durchaus nicht zugeben werde, daß

*) Seine in diesem Jahre verstorbene Mutter.

dasselbe im künftigen Jahrgange abgedruckt werde, denn ich will nicht nach einer Pause von einem Jahre wieder mit Märchen des Steinklopferhans kommen, es war mir unlieb genug, daß voriges Jahr nur die Hälfte meiner Sendung zum Abdruck gelangte, jetzt aber noch eine Fristerstreckung!! Sie werden das selbst einsehen! Ich bitte Sie also die Freundlichkeit zu haben, die Retournirung des bewußten Manuscriptes an mich zu veranlassen, Sie werden sich darüber nicht verwundern können, sondern was Sie etwa darüber zu sagen haben, das bitte ich an die Adresse des Herrn G. Heckenast zu richten. Zwischen uns beiden soll über diesen Vorfall weiter kein Wort gewechselt werden.

Ich bemerke mit wahrer freundschaftlicher Sorge, daß Sie noch immer Ihrem Schmerze, Ihrer Trauer sich hingeben, Sie haben die ganze Zeit über nichts von sich hören lassen, und hätte Sie der „Kalender“ nicht gezwungen, Ihr Schweigen zu brechen, Sie hätten wohl noch nicht geschrieben.

Ich habe Ihnen von Wien nichts Neues zu berichten, ich leide unter einer Verstimmung, man könnte sie eine „großstädtische“ heißen, ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich, Andere verstehen es doch besser; es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon. Meine Frau befindet sich wohl, ich gönne es ihr, sie ist selten ganz ohne Anfechtung irgend eines Uebels, sei dasselbe auch nicht von Bedeutung, so ist es doch unangenehm genug. Ich bitte Sie, das Nöthige wegen der Retournirung zu veranlassen und grüße Sie aufs herzlichste von mir und von meiner Frau. Ihr freundschaftlich gesinnter

L. Anzengruber.

Wien, den 29. December 1875.

Werther Freund!

Wenn ich auch erst heute die Feder ergreife, wenn ich auch erst heute Ihnen den „Doppelselbstmord" sende, so geschieht es nicht, weil ich nicht Ihrer gedacht hätte, sondern weil ich heute erst zur Sammlung komme. Ich weiß nicht, letztere Zeit peitscht mich ein unruhiger Geist rastlos von Plan zu Plan, von Ort zu Ort, ich find' nicht Halt noch Ruhe, dabei kommt aber gar nichts weiter; so z. B. zögerte ich so lange, um Ihnen unter Einem den für Ihren Kalender bestimmten Aufsatz „Wie Manche mit ihrem Herrgott umgehen" zu senden, aber sehen Sie, ich komme auch mit dieser kleinen Arbeit nicht fort und muß Sie bis etwa Ende Jänner vertrösten.

An jenem Abend, wo Sie das letztemal in Wien mit mir zusammensaßen, da ist der Geist der Feanzlerei in mich gefahren und ich habe mich über Ihre „Zirbeltanne" oder wie sie heißen wird, lustig gemacht, aber schon am nächsten Morgen waren Sie furchtbar gerächt, denn dieses Kopfweh für jeden freundschaftsmörderischen Witz bekam ich einen Stich oder ein Gebohr, es war schändlich, ich habe daraus die weise Lehre gezogen, daß ich entweder nicht mehr „feanzeln" oder nicht so viel Wein dazu trinken darf.

O es war bitter!

Ich habe Ihnen diesmal außer unseren Grüßen, dem meinen und dem meiner Frau, auch den meines Schwagers Franz Lipka mitzubestellen. F. S. ist wieder in Wien, doch das werden Sie ja wissen, denn er arbeitet ja mit an „Wiener Luft", der Beilage des „Figaro", aber bei mir hat er sich weder vor- noch nachmittägig sehen lassen.

Von Schumm weiß ich auch nichts und von Martinelli nicht viel mehr, als daß er lebt, da er am Theaterzettel

steht, also spielen dürfte, was doch eine Aeußerung der Lebenskraft ist.

Ich bin sehr neugierig, was das neue Jahr dem Staat, dem Land, der Stadt, meiner Theater-Direction bringt; was es mir bringt, geht alles hin, so grob wie das vergehende und Samstags schon vergangene, kann es mir nicht mehr mitspielen, armer Freund, Ihnen wohl auch nicht!

Es wird ein bitterer Sylvester, wenn wir die Summe dieses Jahres ziehen wollten; thun wir es lieber nicht! Es ist genug, daß ich für meine Person das kommende Jahr nicht fürchte, daß ich nichts von ihm hoffe, was könnte es mir bringen, darüber ich mich so recht aus Herzensgrund erfreuen könnte? Ich wüßte nicht was.

Werther Freund! Ich wünsche Ihnen alles Gute in dem 1876ger Jahre, verbleiben Sie mir freundgesinnt und bedenken Sie mit ein paar Zeilen Ihren getreuen

L. Anzengruber.

Wien, den 12. Februar 1876.

Werther Freund!

Auf Ihr liebes Schreiben vom 2. d. M. komme ich erst heute dazu, antworten zu können.

Daß Sie mich der Mitarbeiterschaft am Kalender entheben, danke ich Ihnen in Rücksicht auf meine dermalig geringe Arbeitskraft, die in Rücksicht auf alle Nachfragen und Anbote mir fast bange macht.

Verstimmend wirkt auch, daß diesmal bei meiner neuen Komödie mich das Publicum und die Direction vollständig sitzen ließ, hingegen ich allerdings die Behandlung, welche die Journalistik mir angedeihen ließ, im dankbaren Gemüthe bewahren werde, aber das geschätzte Publicum blieb einfach

weg, und die Direction strich vor dem ungünstigen Cassaerfolge, ohne Versuch, das Stück zu forciren, die Segel. Ist nur zum Schlusse die „wohl aufzuwerfende" Frage: Wozu, respective für wen schreibt man dann eigentlich Volksstücke?

Die Directionen verlangen Cassastücke, und ein Volk, das sich um die „Volksstücke" bekümmert, giebt es hierorts nicht — also wozu der Liebe Müh'?

Was nun Ihren „Heimgarten" anlangt, so soll es mich recht freuen, wenn es in selbem blüht, grünt und gedeiht; etwas Gartenarbeit, wenn Sie meinen, daß ihm das förderlich sei, will ich gerne leisten. Bis Juli haben Sie gesagt — bei meiner gegenwärtigen Stimmung wage ich noch nichts zu sagen, aber bei mir hält dergleichen nicht lange an, wird's daher wohl auch diesmal nicht. Ich habe daher heute nur die Feder ergriffen, um Ihnen zu antworten und Sie nicht gar zu lange warten zu lassen.

Meine Frau hat zu allem Ueberflusse sich auf eine Woche lang ins Bett gelegt, es war eine Rippenfellentzündung gerade im schönsten Anzuge, die ich mit ärztlicher Hilfe noch rechtzeitig zu minder gefährlichem Austrage brachte.

Von ihr und mir nehmen Sie daher die besten Grüße in Empfang und schreiben Sie bei Zeit und Muße, insonderheit wie Graz den „Doppelselbstmord" sich ansieht

Ihrem freundschaftlich gesinnten

L. Anzengruber.

Wien, den 5. November 1876.

Verehrter Freund!

Meinen besten Dank für die weitere Freundlichkeit, die Sie meinem „neuen" Stück in Ihrem „Heimgarten" erweisen. Ich habe Ihnen eben über dieses Ihr Unternehmen

schreiben wollen, die Ausstattung findet nicht die Zustimmung Aller, die meine gerade auch nicht, aber wie Sie leicht denken können, lege ich kein Gewicht auf dieselbe, das können Sie auch mit dem nächsten Jahrgange ändern, wenn Sie wollen, oder, wenn der „Heimgarten“ in seiner engeren Heimat, in Steiermark, so gefällt, erst recht dabei bleiben.

Was nun das Gebotene anlangt, so finde ich schon das zweite Heft — bitte bei diesem Urtheile die ersten fünf Blätter nicht miteinzubeziehen*) — reicher und mannigfaltiger an Inhalt als das erste, das mir etwas rasch zusammengestellt erschien; eines aber würde ich Ihnen zu bedenken geben; wissen Sie, welche Qual es für einen Leser einer Wochenschrift ist, von Woche auf Woche auf eine Fortsetzung warten zu müssen?

Aber vier Wochen, das ist Verdammniß! Ich sehe, daß das Schloß der Bösen nicht ganze sechs Seiten mehr beanspruchte; waren die wirklich nicht mehr aufzubringen im ersten Heft?

Aber ich glaube, daß Sie das wohl bald abstellen werden; sobald das Unternehmen unter die Leute kommt, werden die es Ihnen schon selbst sagen.

Ich wünsche Ihnen vor allen Dingen Erfolg — Erfolg macht alles, wo der fehlt, da setzt die Lust aus und der Muth — ich erwarte mit einer gewissen Spannung das dritte Heft. — Denn ich möchte mir klar werden, wohin Sie mit manchen Ihrer kurzen populären Abhandlungen hinzielen. Manches ist ganz vortrefflich; so bringen Sie das in Ihrem Kalender angeregte Thema „Schule des Sterbens“, so wirksam und packend in „Es reigt in Lust ein Liebespaar“, es ist ganz recht und ich finde es höchst praktisch, daß Sie in Ihren

*) Auf welchen eine Arbeit Anzengruber's stand.

beiden Organen die nämliche Sache anregen, warum? — Man kann das Rechte nicht oft genug sagen, damit doch irgendwo etwas hängen bleibt.

Freilich ist das Ding „Es reigt in Luft —“ etwas pessimistisch ausgefallen, aber da finde ich den P. am Platze, das Grausige muß die Leute vom grausigen Thun abschrecken, sowie ja über das unabwendbare Mißgeschick der Optimismus hinweghelfen muß.

In Ihrem Kalender fand ich auch „Halbverklungene Heldenkunde“ — recht gut — ich weiß, Sie sind selig, wenn man Ihnen ein hochdeutsches Gedicht lobt; Sie haben's selbst einmal zugestanden, aber nicht „dessertwegen“, es ist gut, warum aber ohne Reime und nicht volksthümlicher? Es wär' ein Lied, so ist's nur ein Gedicht.

Da Sie sich jetzt auf Ihre Monatsschrift und Ihren Kalender zurückziehen können, ich hoffe, daß Ihnen das möglich ist, so ist mir gerade nicht bange um die beiden Dinge, früher wär's mir gewesen, man braucht seine Zeit vollauf für so was, wenn es etwas Rechtes werden soll. Der „Heimgarten“ ist rechtschaffen billig, der Kalender aber scheint mir doch etwas theuer.

Wenn ich nur wüßte, was mir bisher am Kalender und jetzt auch am „Heimgarten“ immer abgeht? Stabilität möcht' ich's nennen, aufschlagen müßte man Jahrgang und Heft können, und gerade da auf der einen Seite müßte ein Gedicht stehen und auf der anderen da ist eine lehrreiche Geschichte — auf der gleichen Stelle in jedem Jahrgange und Hefte — und wenn ich noch weiter schreibe, so reichen keine vier Seiten.

Also wünsche ich Ihrem „Heimgarten“ das Allerbeste, sehen Sie, der hat einen großen Vorzug, er hat meines

Wissens in seinem Genre, soweit bisher ersichtlich, keinen Concurrenten, es existirt kein Volksblatt, nennen wir's ganz ungenirt so, das seines Zeichens wäre, sorgen Sie, daß sich jeder auch für die Zukunft die Concurrenz vergehen lasse. Aus dem Unternehmen wird etwas — nicht gleich auf der Stell', auf die Weis' ist noch nie etwas geworden, aber das Zeug wäre da. Machen Sie nach und nach aus dem Kalender auch etwas so Alleindastehendes, denn beim „Heimgarten" haben Sie höchstens an die Form der „Westermann'schen Monatshefte" gedacht, an mehr nicht, und sehen Sie, das bekommt ihm gut.

Wenn Sie einmal Zeit finden für ein paar Zeilen für mich, so wird mich's recht sehr freuen, ich hoffe, Sie haben von Ihrem Wohlsein und von dem Ihrer Kleinen zu berichten, und vom Gedeihen alles und jedes, Kinder und literarische Producte — meine Frau läßt sich Ihnen empfehlen, sie und der Junge sind wohl, der Alte auch, und der grüßt Sie herzlichst als Ihr getreuer Freund

L. Anzengruber.

P. S. Winter kommen Sie doch wieder aus dem Süden — nach Wien? Wann denn, auf wie lange, auf 48 Stunden weniger 26? Mit dem bekannten Refrain: „Da wär' ich gern, aber fort lieber!"

Wien, den 2. März 1877.

Liebwerther Freund!

Anbei erhalten Sie versprochenen Beitrag, der Essay, den ich Ihnen auch zusagte, ist es freilich noch nicht, ich muß diese Arbeit etwas verschieben, denn ich fühle mich für derlei nicht gesammelt genug.

Für Ihre freundliche Besprechung meines Romanes*) — da Ihnen der Titel so anstößig, will ich ihn hier vermeiden, jedoch heißt er dadurch nicht anders — sage ich Ihnen besten Dank. Hörte gerne, was Sie vom „Ledigen Hof" halten.

Es ist jetzt eine dermaßen hundeelende Zeit, daß es einen verdrießt zu produciren. Am Theater an der Wien ist der „Ledige Hof" nur mit etwas solennerem Conducte zu Grabe getragen worden, wie der „Doppelselbstmord", dieser lebte 4 Tage, jener 8, mit dem nächsten Stücke habe ich daher Hoffnung, auf 16 nahezukommen. Die Direction scheint ganz recht daran gethan zu haben, denn das Publicum lief darauf in das „Blitzmädl" hinein, das jedenfalls unterhaltlicher und ohne tragische Anläufe ist.

Auch gut — eigentlich zwar — nicht gut — aber man muß es dahingestellt sein lassen. Mitfolgende „Begegnung"**) halte ich, für meine Person selbst, als gar nicht übel, aber Sie müßten sie jedenfalls in einer Nummer geben, was übrigens leicht angehen dürfte, denn das Ding ist nicht groß.

Bei mir daheim ist Alles wohlauf, und das ist jedenfalls das Beste. Mein Herr Sohn befleißt sich eben den ersten Zahn zu bekommen. Küssen Sie von uns den kleinen Steirer und sein Schwesterchen und seien Sie herzlichst gegrüßt.

Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 28. November 1877.

Werther Freund!

Was hilft Ihnen mir gegenüber die Pistole, wenn ich nichts Kleines bei mir habe? Ich weiß vor Arbeit nicht,

*) „Der Schandfleck."

**) Im „Heimgarten", I. Jahrgang.

wo mir der Kopf steht, oder manchmal nur zu gut, wenn er mir weh thut. Ich habe an Sie gedacht, aber es muß alles liegen bleiben, ich kann nichts versprechen, weil ich außer Stande bin, ein Versprechen zu halten, was würden Sie von einem „Freunde“ sagen, der Sie sitzen läßt? Wenn ich Ihnen, um meinen guten Willen zu beweisen, sagen würde „Ja“ und dann ausbliebe, das wäre für Sie unangenehmer, als es dies mein ehrliches „Nein“ ist.

Wenn ich erst aus dieser dramatischen Zwangsperiode heraus bin, dann steh' ich Ihnen wieder zu Diensten.

Daß Sie nicht nach Wien kommen, ist mir sehr leid, da werden Sie also meinen Jungen, den Sie fast lieber sehen möchten als mich, auch nicht sehen, was mir sehr lieb ist, weil Sie derselbe gewiß sehr gleichgiltig aufnehmen würde, denn er kennt Sie nicht einmal dem Namen nach. Was wollen's denn machen? Ich grüße Sie auf das beste, erst mit Ende Januar werde ich in der Lage sein, irgend etwas Bestimmtes verlauten zu lassen.

Nochmals besten Gruß von Ihrem

L. Anzengruber.

Den 12. April 1878.

Verehrter Freund!

Unter Einem zeige hiermit an, daß sich meine Familie um Eins vermehrte, es ist ein weibliches Geschöpf, das dermalen noch nicht einmal etwas heißt. — Daß Ihnen die beiden Beiträge gefallen, freut mich, daß Sie gerne im Kaffehause mit mir sitzen möchten, gleichfalls, es ist dies übrigens auch mein Wunsch und daher gegenseitig. Uebrigens liegt Graz und Krieglach nicht so weit ab von Wien, daß es kein Wiedersehen geben könnte. Auf ein solches hoffend, mit bestem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 10. Juli 1878.

Verehrtester!

Wo bleibt das horrende Honorar von fünf Gulden? Das ist das Gedicht unter Brüdern werth, und wenn wir auch keine solchen sind, so wäre das höchstens ein Anlaß für mich, mehr zu fordern, aber als Bruder in Apollo, wie der nackte Griechenkerl heißt, der der Kerzenindustrie so aufgeholfen hat, der muntere Seifensieder, der auch jeden zu Gesang begeisterte, als Bruder in Apollo also, weisen Sie mir das Bedungene und Ausgesprochene (bei Ihrer Verlagsbuchhandlung) an.

Schreiben Sie mir freundlichst, was die Gebrüder Müller*) machen, es dürfte sich jetzt bald eine Gelegenheit schicken, denselben die lang zugesagte Vorlesung zu halten. Also unter welcher Adresse avisire ich dieselben?

Mit herzlichem Gruß Ihr sehr ergebener

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe mich entschlossen, bei allen meinen vorurtheilsfreien Bekannten und Freunden der norddeutschen Adressirung mich zu bedienen, lassen Sie sich also das weggebliebene „Wohlgeboren" nicht anfechten, sondern lassen Sie's auch bei mir weg. Meine Freundschaft für Sie bleibt die alte, wenn auch meine Briefe einfacher adressirt sind.

Mein werther Freund!

Mich soll der Teufel holen — über kurz oder lang besorgt er ohnedies dies Geschäft, es ist also viel weniger Vermessenheit dabei, als es scheint, ihn dergestalt aufzufordern — mich soll er holen, wenn ich eine Silbe derzeit von dem weiß, was ich Ihnen für den „Heimgarten" schreiben werde.

---

*) Einer derselben der jetzige Schauspieler Sommerstorff.

Rein nichts. Octoberheft — und Beitrag Anfangs August! Geradezu Unmöglichkeit. Wohl oder übel muß ich jetzt erst ein Stück fürs Wiedener Theater schreiben, eher setze ich keine Feder an für irgend eine andere Arbeit.

Sehen möchte ich Sie auch recht gerne, es wäre mir das sehr lieb, aber wir sind denn doch ein wenig zu weit auseinander, und ich — wie gesagt, jetzt an den Schreibtisch gebannt. Ich bin seit einiger Zeit sehr gedrückter Stimmung. Mir paßt Vieles nicht. Ich habe nun neun Jahre Schriftstellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus produciren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie, oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Production aus dem Vollen zulassen.

Ich gehe heuer wieder nach Marienbad und ich freue mich darauf — auf vierzehn Tage. Freund, ich wünsche Ihnen, daß Sie nie so ganz verdammt gleichgiltig werden gegen alles, wie zur Zeit ich, es ist das allein eine artige Krankheit.

Frau und Kinder sind wenigstens gesund und geben mir keinen Anlaß zur Sorge.

Sollte ich unterwegs ein Gedicht auf dem Wege finden, so sende ich es Ihnen.

Im Uebrigen haben Sie Nachsicht mit Ihrem zuwideren, aber freundgesinnten L. Anzengruber.

Wien, den 14. Februar 1881.

Verehrter Freund!

Ich sende Ihnen anbei den — selbst mir — sehr interessanten Artikel*) zurück, ich fand nur das wenige Neben-

*) Ueber Anzengruber.

bemerkte darin zu berichtigen. Was das Unerklärliche in meiner Productionskraft anlangt, so bin ich mir selbst dahinter gekommen, daß ich als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung zog und bleibendere Eindrücke gewann, als im ständigen, öfteren Verkehr und dauernder gleicher Umgebung; daß ich aber in solcher Weise genügend oft mit Bauern zusammen kam und ihre Hausungen besuchte, das ist sicher, freilich verschwindet damit die mystische Umhüllung*) und für Darwin'sche Theorien geht ein hübscher Erweis verloren, aber Wahrheit über alles!

Mehr Geleitzeilen kann ich für diesmal nicht beigeben, und auf eine schreibseligere Stunde wie diese will ich nicht warten, damit Sie sammt Artikel nicht mitwarten müssen.

Ich grüße Sie aufs herzlichste Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

Den 12. December 1881.

Liebwerther Freund!

Ich wüßte wahrhaftig nicht, in welcher Weise mich Ihr letztes Schreiben in Bauernsprache beleidigt haben sollte? Weil ich darauf nicht geantwortet, noch sonst ein Lebenszeichen gegeben habe? Nun, Sie kennen mich doch schon so weit, daß Sie einräumen, daß ich Sie nie durch Vielschreiberei überrascht habe. Daß ich die Vorlesung im Verein der Literaturfreunde schwänzte, hat wieder seinen Grund darin, daß die Leseabende dieses Vereines auf den

*) Daß er die geniale Kennerschaft für das Bauernthum von seinem Vater ererbt, der viel mit Bauern verkehrt.

Mittwoch fallen und ich als Gewohnheitsmensch nur unter dem Zwange außerordentlicher Umstände von meiner Mittwochsgesellschaft beim „Lothringer“ fern bleibe, ich war selbst an dem Mittwoch unangenehm berührt, als Anzengruber las, aber da konnte ich füglich doch nicht wegbleiben. Als Sie zuletzt in Wien lasen, that ich, wie Sie wissen, das gleiche in Prag.

Darüber, daß Sie zuerst anfangen müssen, das heißt, derjenige von uns beiden sind, der sich eher als der andere zu einem Schreiben aufrafft, steht Ihnen allerdings das Recht der Klageführung zu, jedoch werden Sie dadurch umsoweniger an dieser meiner üblen Eigenschaft etwas zu ändern vermögen, als ich sogar dem spontan erwachenden Triebe, einen Brief zu schreiben, erfolgreich Widerstand zu leisten verstehe; ich konnte das in letzter Zeit in Beziehung auf Sie mehr als einmal bethätigen, da ich Ihre ausgewählten Schriften durchlas und in mir — einem der krittlichsten Kerle, wie Sie wissen — die feste Ueberzeugung erwachte, daß in diesen zwölf Bänden zwei Bücher stecken, die späteren Zeiten mit dem Besten aufbehalten werden, was unsere Tage hervorbrachten. Das eine — die Schilderung von Leben, Bräuchen und Sitten des steierischen Landvolkes — von bleibendem culturhistorischem Werthe, das andere — die kurzen, knappen Bilder voll Gemüthstiefe und echten lachenden und weinenden Humors — von bleibender Wirkung als Musterstücke dichterischer Leistung.

Da haben Sie Ihr Lob so hölzern stehen, als nur thunlich, und weil mir eben stets vorschwebte, ich werde das nur so und nicht anders leisten können, so hielt es mich ab, es niederzuschreiben; ich habe es hier auch nur gethan, um Ihnen die falsche Ansicht zu benehmen, als ob ich mich gar

nicht mit Ihnen beschäftigte, oder, was Ihre Werthschätzung anlangt, nicht ganz der Alte wäre.

Und da muß ich denn auch, um jedes Mißverständniß auszuschließen, noch hinzufügen, daß ich als Zeitgenosse mir von Ihrem Dutzend Bände nicht einen nehmen ließe!

Werther Freund, daß Sie sich so leidend fühlen und nach Rast sehnen, das betrübt mich aufrichtig; vielleicht aber hat es doch sein Gutes, daß vermehrte Arbeit Ihnen nicht Zeit zur Grübelei läßt, umsomehr, da Sie jetzt eine Arbeit vor sich haben, die Sie freut; denn was Stelzhamer anlangt, so bin ich Ihrer Meinung: Das ist Einer!

Wenn Spemann bisher die Bände seiner Collection an Sie sandte, dann weiß ich auch nicht, warum Sie noch nicht mein Buch haben.

Sie kommen doch bald wieder nach Wien? Dann heißt's aber bisserl aufbleiben!

Besten Gruß, Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 9. Februar 1883.

Verehrter Freund!

Nachdem Sie neuerzeit zu meiner und eines hochgeehrten Publicums Freude sich wieder sehr rege zeigen und in der „Presse" sowohl als auch in der „Deutschen Zeitung" Feuilletons veröffentlichten, werden Sie so nebenher die Bitte eines Freundes, der zugleich Herausgeber eines Blattes*) ist, nicht wohl abschlagen können, wenn derselbe Sie dringendst ersucht, auch einmal einen Beitrag zu leisten. Sie werden sich dieser Bitte umsoweniger entschlagen können, als Ihre Interessen dabei vollkommen gewahrt bleiben sollen, wir verlangen ein

*) „Die Heimat."

Feuilleton von Ihnen und verpflichten uns, ebensoviel dafür zu zahlen, als die Anderen, Sie geben uns gleich mit Ueberschickung des Manuscriptes Ihre Honorarforderung bekannt; daß Sie soviel erhalten, als Sie von anderer Seite für gleiche Arbeit erhalten, das ist selbstverständlich nicht ausschlaggebend, sondern nur billig, darum betrachte ich es auch als einen Freundschaftsdienst, so Sie mir leisten, wenn Sie uns etwas zukommen lassen.

Ich erwarte denselben auch von Ihnen. Genug des Geschäftlichen! Wie ergeht es Ihnen? Wann kommen Sie wieder einmal nach Wien? Wir werden uns dann wieder einmal in eine stille Kneipe setzen und vergangener Tage gedenken, die mit all ihrem Sturm und Drang, ihrem Leid und Beschwer, ja oft aller Noth und Pein doch schöner, gehaltreicher, erhebender waren, als die jetzige aschfarbene, platte, lederne Zeit.

Wird's anders noch einmal? Noch, ich habe die Ueberzeugung, liegt die Herabstimmung nicht an uns, ach, wenn es nur nicht zu lange andauert, so daß wir, mit der Zeit nicht besser, sondern alt geworden, von einer Aenderung derselben nichts mehr profitirten! Ich grüße Sie herzlichst Ihr

L. Anzengruber.

Den 2. April 1883.

Werther Freund!

Vorläufig sage ich Ihnen nur besten Dank. Was meinen Jungen anlangt, so rebellirt er gegen diese Welt, so viel in seinen geringen Kräften liegt, er scheint eine Ahnung zu haben, wohin er gerathen! Herzlichen Gruß. Näheres bald.

Ihr

Kirchfelder.

Wien, den 3. Mai 1883.

Werther Freund!

Sie haben mir durch Ihre Nachricht über die Aufführung des „Meineidbauer" große Freude bereitet. Es ist mir doch angenehm zu wissen, daß ich irgendwo noch als lebendig gelte und wirke, da ich hier augenscheinlich als todt zähle. Sie fragen, was ich für Pläne habe; literarische genug, einen Roman schreib' ich, ein Schauspiel möcht' ich schreiben, wenn ich dazu komme. October und November reis' ich als Vorleser. Sonst plane ich nichts.

Herzlichen Gruß Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 2. August 1883.

Verehrter Freund!

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es giebt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umständen angemessen, es ist das einer der schönsten Zustände und selbst einer, der aufs Rad geflochten ist, kann den Umstehenden diese beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich sehr erfreute.

Wien, den 6. November 1883.

Verehrter Freund!

Besten Dank für Ihre Freundlichkeit, die Sie mir in Graz erwiesen. Ich lasse alle jene, welche mir so freundlich entgegen kamen, die Grazer „Concordia" voran, bestens grüßen.

Wir sehen uns ohnedies sehr bald, also werden Sie mir ja erzählen können, was Graz von dem Vorleser Anzengruber hält und auch, was der verehrte Poet Hamerling von dem Menschen hält, den er kennen gelernt.

Wenn ich ihm „ansteh'", muß ich ihn einmal auf längere Zeit sprechen.

In der neuesten Nummer des „Magazins für Literatur des In- und Auslandes" begann soeben ein Aufsatz über ihn, den ich, soweit er vorliegt, mit beiden Händen unterschreibe.

Auf frohes Wiedersehen Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 11. November 1883.

Verehrter Freund!

Sie sind nicht gestern unter Tages gekommen, Abends saßen Sie nachlesend in dem Wartezimmer bei Bösendorfer und wollten nicht gestört sein.*) Heute, Sonntags, kamen Sie nicht, sind daher vermuthlich früh Morgens wieder abgereist.

Also war es mit einem Wiedersehen nichts. Ich saß mit meiner Frau im Saale, die Hitze und das Gedränge sonach war groß, auch dachte ich mir Sie von zahlreichen Verehrern und „innen" umworben, um Ihnen zu sagen „Schamer Diener" und „B'hüt Ihnen God" wollte ich mich nicht extra hindurcharbeiten.

Alles andere, was ich Ihnen aber etwa zu sagen hatte, und was Sie etwa interessirt hätte, wäre für Sie allein gewesen, kann es auch nicht schreiben, da ich keine Abhandlung liefern kann.

*) Vor einer Vorlesung.

Somit für ein anderesmal, wo es sich schickt.

Mit besten Grüßen Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 22. December 1883.

Verehrter Freund!

Anbei der „Meineidbauer“. — — Wenn Sie über mich schreiben wollen, daß kein Hund ein Stück Brot mehr von mir annimt, was mir, falls ich ein solches Thier hielte, die Erhaltungskosten für dasselbe wesentlich vermindern würde, so thut mir's herzlichst leid, daß Sie nicht Ihre Feder mehr in der Gewalt haben und eine Leistung hinstellen können, daß kein Mensch mehr ein Stück Geld von mir annehmen möchte, das käme mir jetzt um Neujahr herum sehr zu Statten und ich wäre Ihnen dankbar und würde selbst für die weiteste Verbreitung der betreffenden Nummer des „Magazins“ Sorge tragen.

Aber so! —

F. S. kann sich nicht erklären, was da für ein Tratsch gewesen sein müsse 2c. 2c.

Nämlich er erhielt nichts Geschriebenes noch Gedrucktes (letztes Heft des „Heimgarten“ that er erwarten) von Ihnen, seit er Sie verließ, nachdem er einen keuschen Kuß auf Ihre Lippen gedrückt.

Nun, Ihrer w. Frau Gemahlin kann es allerdings zweckdienlicher erscheinen, wenn Sie in dem Groß-Sodom Wien statt junge Mädchen bejahrte Männer küssen.

Mit besten Grüßen vergnügte Feiertage und froh Neujahr wünschend

Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 28. Mai 1884.

Verehrter Freund!

Sie wollen ein Lebenszeichen von mir, das sollen Sie genießen. Ich habe damals die Liebenswürdigkeiten Ihres Artikels, wie es mir meiner geachteten Stellung in der Literatur u. s. w. nach, zukommt, stillschweigend acceptirt und auf den Vorwurf des Gewohnheits-Stadtlebens nicht gehört; war daher nicht in der Lage, es Ihnen übelzunehmen, daß Sie mich dorthin wünschten — nicht wo der Pfeffer — sondern die Alpenrose und der Enzian wächst. Die Gegend liegt mir zu hoch, man hat seine sakkermentische Mühe, da hinauf zu kommen, und herunter könnte es unter Umständen gar zu leicht gehen, abgesehen davon, daß mir die Milch immer Bauchgrimmen macht, und das ist doch die einzige Erquickung (die Milch, nicht das Bauchgrimmen), die man in diesen Regionen hat, „Pils“ legt keine Sennerin ein, ein Pfiff „G'spritzter“ ist auch nicht zu haben, das wirkt sehr herabstimmend.

Ihre Stimmung bei einsamen Waldwanderungen ist mir übrigens nicht fremd, wenn ich einmal mir vorspiegeln will, diese Welt wäre wirklich die beste, dann gehe ich auch in den Wald, aber allein, es ist das sehr stärkend und kräftigend, man wird in dem weiten, wohlhauchigen Grün zu einem frohbegnügten Geschöpfe, ohne Wünsche, gleichsam nichts als ein paar freudige Augen, die in die wundersame Waldwelt auslugen, aber man muß mit dieser Stimmung haushalten, erstens spannt sie, wie jeder gehobene Zustand, sich selbst wieder herab, und zweitens würde sie, oft aufgesucht, durch die Rückkehr ins Tägliche und Alltäglichste doch gar arg parodirt.

Neulich war ich in Gutenstein, doch mit zwei Freunden, habe das Grab Raimund's besucht, stieg den Mariahilferberg

hinan und kletterte dann später nach einer Ruine empor und in derselben herum.

Die Gegend ist wohl sehr schön, wird in das Programm der jährlichen Ausflüge als Nummer eingestellt.

Aber die Fahrt dahin, die Fahrt vier Stunden! Mit einer halben Stunde Wartezeit in Leobersdorf!

's Reisen wär' schon schön, wenn nur 's Fahren nit wär'!

Ich hoffe, daß Sie sich „relativ gesund" fühlen, wie es im Buche „vom gesunden und kranken Herrn Meier" heißt, es ist dies ein ganz erträglicher Zustand, auch der meine.

Auf das beste Sie grüßend, Ihr

L. Anzengruber.

Penzing, den 11. Juli 1887.

Mein sehr schätzbarer Freund!

Ich beneide Sie, daß Sie von einem Stoffe*) gleichsam „angefallen" wurden und würde mich gerne in gleichen Geburtswehen winden, aber ich bin steril geworden, ich bin nicht im Stande, an das Schreiben zu denken, geschweige, mich dazu aufzuraffen.

Ich kann einfach jetzt nicht schreiben, ich befinde mich — wie Sie unter dem Banne des Schaffenstriebes — in dem der vollständigen Erschlaffung, ich kann daher, ob ich es auch wollte, Ihnen kein Manuscript zusagen.

Was mich so heruntergebracht, oder herabgestimmt, ich weiß es nicht zu sagen, aber dagegen läßt sich nichts machen.

Herzlichen Gruß, Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber,
derzeit „ohne Genius".

---

*) „Martin der Mann."

Wien, den 20. September 1889.

Vererther Freund!

Ihr Schreiben, sagen Sie, erfordere keine Antwort, es sei nur als Händedruck vermeint, nun dieser erfordert doch den Gegendruck als Zeichen des vollen Verständnisses.

Seien Sie aus tiefstem Herzen heraus für Ihre freundschaftliche Theilnahme bedankt, die ich mit gleichen Gefühlen für alles, was Sie betrifft, erwidere, und erhalten Sie mir dieselbe, sowie ich solche Ihnen allzeit erhalten will und werde.

Mit Gruß und Handschlag ganz der Ihre

L. Anzengruber.

* * *

Diesem letzten Briefe folgten noch ein paar kurze Mittheilungen intimerer Natur, die letzte derselben stammt vom 4. December 1889, geschrieben sechs Tage vor seinem Tode.







Friedrich Schlögl.

Das war im Frühsommer des Jahres 1871, als Ludwig Anzengruber mich eines Abends in eine Wiener Weinstube führte. Unterwegs dahin bereitete er mich vor auf die Gesellschaft, die wir dort finden würden. Mehrere Persönlichkeiten derselben kannte ich bereits, so den Gelehrten Rudolf Falb, den Dichter Emil Bacano, den Gletschermaler Obermüller, den Hofschauspieler Krastel und ein paar andere, die nicht genannt sein wollen, weil es Niemand zu wissen braucht, daß sie in so gemischter Gesellschaft die Abende verbrachten. Auf einen mir noch Unbekannten hatte mein Begleiter mich besonders vorzubereiten. Es werde, sagte er, unter den lustigen Leuten ein finster blickender, mürrisch brummender Mann da sein, der zur Zeit gegen mich gerade schief gewickelt sei, weil ihm ein wenige Tage früher in einem Wiener Blatte abgedrucktes Feuilleton von mir, „Die Hebmutter", wegen der darin herrschenden allzugroßen Freizügigkeit mißfallen habe. Ich möchte mich aber vor dem Manne nicht fürchten, das sei der beste Kamerad, trage ein Goldherz in sich und kenne mich schon aus meinen Schriften. Er sei auch Schriftsteller,

der im „Neuen Wiener Tagblatt“ die F. S.-Artikel schreibe über das Wiener Leben; sein Name sei Friedrich Schlögl.

Dieser Mann saß nun, als wir eintraten, an der Ecke des Tisches. Es war eine stattliche Erscheinung, breitschulterig, mit etwas vorgeneigtem Kopfe, blondlichem Schnurr-, langem Kinnbart und einem vollen Gesichte, in welchem die kleinen Augen beobachtend auslugten. Er stand etwas schwerfällig auf, begrüßte Anzengruber mit gemüthlicher Ehrerbietigkeit, warf dann einen starren Blick auf mich und sprach mit tiefem, wehmüthigem Tone: „Noch so jung und schon so verdorben!“ Dabei auf seiner Wange und um die Augensäckchen ein schalkhaftes Zucken, so daß ich alsbald wußte, wie man mit diesem Manne daran war. Er faßte mich an der Hand und sagte mit einer großen Herzlichkeit: „Es freut mich. Ich habe Sie ja schon lange lieb.“

Das war Friedrich Schlögl.

Er rauchte aus einer Meerschaumpfeife, trank Wein mit Wasser gemischt und war in der Unterhaltung der Gesellschaft Mittelpunkt. Er erzählte Neuigkeiten des Tages, aus dem Volksleben, besprach Veränderungen von Wien, wie dort ein gutes Stück Altwien falle, hier eine Zinskaserne, ein Parvenupalast sich erhebe, erzählte dann manches Schwänklein, manch drastische Anekdote, und es war ein Genuß, ihm zuzuhören. — Seit jenem Abende waren wir zusammen gute Kameraden, wie das schon geht bei Menschen, die sich finden sollen, sie finden sich rasch. Zu ihm und Anzengruber waren meine ersten Gänge, wenn ich nach Wien kam, mit ihm verlebte ich zahllose Abende, sein Brummen und Greinen war mir lieber als die Wohlrednerei manches Anderen, und das muß ich gestehen, er hat mich redlich ausgebrummt!

Dann kam er oft zu mir nach Steiermark. Einmal haben wir zusammen von Köflach aus über die Gleinalpe eine Fußpartie gemacht, bei welcher er hoch oben auf den Matten im Angesichte einer weidenden Heerde anhub zu weinen über sein Mißgeschick, daß er da unten mitten in diesem „vertschechten und verjudeten Wien“ leben müsse, daß er nicht eine Kuh sei auf der sonnigen Alm! Noch an demselben Abende sprach er im Gasthause zu Knittelfeld mit überquellendem Herzen von der Kaiserstadt an der Donau als seiner über alles geliebten Heimat.

Oft hat er mich in Krieglach besucht, mehrmals dort „in der Residenz des Almpeterl“, wie er gern spottete, eine öffentliche Vorlesung gehalten für irgend einen gemeinnützigen Zweck. Recht mißverstanden konnte er werden, wo er noch nicht gekannt war.

So war es bald darnach, als ich mir in Krieglach ein eigenes Nest hergerichtet hatte, als er eines Tages ankam. Meine junge Frau war voller Aufmerksamkeit für den verehrten Mann, über den sie schon so viel Schönes gehört hatte, und was der bescheidene Haushalt zu bieten im Stande war, damit suchte sie den Gast zu ehren.

Als wir zu Tische gingen, blieb Schlögl stehen und starrte auf den dampfenden Suppentopf. „Das ist der Fluch meines Weibes!“ murmelte er in tragisch dumpfem Tone. Meine kleine Hauswirthin schöpfte ihm Suppe auf den Teller, da erhob er seine Stimme und rief: „Das ist Nudelsuppe!“ Und fuhr fort: „In einer schlimmen Stunde hat mein Weib gegen mich den Fluch ausgestoßen: Weil Dir zu Haus nichts recht ist, so sollst Du überall, wohin Du kommst, Nudelsuppe finden. Und richtig. Vorgestern auf dem Bahnhofe in Franzensfeste, was giebt's: Nudelsuppe! Gestern im Hotel Florian zu

Graz: Nudelsuppe. Da ist sie wieder! Es ist der Fluch meines Weibes."

Meine Frau war ganz blaß geworden vor Schreck. Was half's, daß er sein bekanntes Schmunzeln zucken ließ über das Gesicht, sie verstand es nicht; und trotzdem er sowohl der Nudelsuppe, als auch dem Uebrigen alle Ehre widerfahren ließ und bei Tische seinen ganzen, oft entzückenden Humor entwickelte, meine Hausfrau blieb unglücklich.

Nun war das aber noch nicht genug. Den Abend verbrachten wir mit Schlögl im Gasthause Höbenreich, wo sich zu Ehren des berühmten Gastes eine größere Gesellschaft versammelt hatte, Bürger des Ortes und Bürgerinnen, welche fast in Festschmuck angethan waren und uns heimlich beneidet haben mochten um den gemüthlichen und geistvollen Gast, der es übrigens an diesem Tage liebte, an mir, seinem alten, ihn genau kennenden Freunde, sein Müthchen zu kühlen. Er hatte „seinen guten Tag" und ließ sich so recht gehen in seinem raisonnirenden Humor. Als er befragt wurde, was zum Abendessen gefällig sei, antwortete er der Kellnerin so laut, daß man es an allen Tischen hören konnte: „Was fragen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, wie verhungert und herabgekommen ich bin? Bringen Sie, was Sie wollen, nur von allem viel! Ich habe heute Mittags bei diesen Leuten gespeist. Mein Gott, haben ja selber nichts. Wassersuppe, etwas Brot eingeschnitten . . ." Dabei wieder sein halbes Schmunzeln. Die Gesellschaft schwieg verblüfft, meine arme Frau wankte hinaus. Ich ihr nach, um der Schluchzenden heilig zu versichern, daß ja alles Spaß sei, was er da sage, daß er gerade das Gegentheil meine.

Das so ein kleines Beispiel. Zugegeben, daß solch eine Art von Humor nicht überall am Platze war. Mir war es

zwar nicht diesmal, aber sonst oft gar ergötzlich, wenn er den schalen Gesellschaftsformen ein Schnippchen schlug, wunderte mich aber durchaus nicht, wenn er mißverstanden wurde, denn er war als Brummer und Greiner ein zu guter Schauspieler, als daß ihm nicht mancher hätte aufsitzen müssen. Wer mit Schlögl gut Freund bleiben wollte, der mußte einen Spaß verstehen. Neben der erkünstelten Grobheit verfügte er aber auch über eine wirkliche.

So redlich grob mit mir ist Niemand gewesen, als Schlögl, so ganz unfähig, mich zu beleidigen, war auch Niemand als Er! Es ist vielleicht frevlerisch zu sagen, seine Herbheit hatte manchmal eine komische Wirkung. Sehr oft schlug sie ins Gegentheil, in eine kindliche Weichmuth und Begeisterung um. Er war eben ein Stimmungsmensch.

Im Jahre 1877 wurde ich animirt, in Wien eine öffentliche Dialektvorlesung zu halten. Vorher ging ich Freund Schlögl darüber um seine aufrichtige Meinung an. Die Antwort lautete:

„Wien, 21. December 1877.

Sie wollen „aufrichtige" Winke? War ich jemals nicht aufrichtig? Und vertragen Sie die Aufrichtigkeit? — — — — — — — — — — — — — — — — — — -- Sie wollen in Wien, der Capitale, öffentlich vorlesen? Nicht zu einem Wohlthätigkeitszwecke, sondern zum eigenen Besten. Entwaffnen also nicht die Kritik, Sie fordern sie vielmehr heraus. Können Sie öffentlich vorlesen? Haben Sie das Talent, die Gabe, die physischen Mittel, das Organ dazu? Verstehen Sie bereits die Oekonomie des Organs? Ich hörte Sie einst ein „Ge-

setzel" vortragen, da hudelten Sie und überstürzten sich. Haben Sie diese Untugenden schon abgelegt?

Es ist etwas anderes, in Freundeskreisen, in Privatsalönchen, unter anerkannten Gönnern und speciellen Amateurs der Person und des Stoffes einige Pièçen zum Besten zu geben — als in der Hauptstadt Wien, die schon so viele oratorische Prachtgenüsse erlebt, ums Geld sich hören zu lassen.

Das ist meine ungeschmückte Meinung, die ich einem Freunde sage, der mir lieb und werth ist, und den ich verehre, und den ich nicht sich — blamiren sehen will. Nun, seien Sie mir deshalb nur böse — es macht nichts, ich tröste mich, wenn's nicht aus anderen Gründen ist.

F. S."

War das nicht die Sprache eines wackeren Freundes? Die Vorlesung wurde gehalten, er kam nicht an seinen ihm bestimmten Platz, sondern trieb sich draußen in der Vorhalle umher, weil er, wie er später gestand, nicht den Muth hatte, dabei zu sein, falls mir etwas passirte, und weil er für diesen Fall doch wieder in der Nähe sein wollte. Als die Sache gut abgelaufen war, ich aber wegen Müdigkeit nicht, wie halb verabredet, in sein Wirthshaus zum „Gadern" in der Laimgrubengasse kommen konnte, schrieb er mir noch an demselben Abende mit Bleistift folgende Zeilen:

„Ureinzigster!

Ruhen Sie wirklich schon so gründlich auf Ihren Lorbeeren aus, daß Sie der Jubelruf Ihres glühendsten Verehrers nicht zu wecken vermag? Kommen Sie doch schnell zu Ihren Freunden, die sich in großer Zahl ver-

sammelt haben, um den ersten Tag der Unsterblichkeit des Almpeterls zu feiern.

F. S."

Es gab nachher manchen Abend in Wien, da wir, von verschiedenen Vereinen geladen, beide, und mehrmals auch Anzengruber mit, öffentlich lasen. Seine Art zu lesen war entzückend, doch nicht jeder kam auf die feinen, außerordentlichen Vorzüge dieses eigenartigen Geistes. Er las aus seinen Schriften und da wußte mancher Zuhörer nicht, wie ihm geschah, war es eine lustige Plauderei, oder war es eine zornige Strafpredigt, was da auf ihn niederging. Schlögl hatte eine außerordentliche Begabung zu beobachten, zu schildern, zu erzählen, aber noch höher schätzte ich seinen sittlichen Ernst, der unbeugsam war, und seinen Freimuth. Was er für richtig hielt, und gut, daß es gesagt werde, das sprach er aus, unbekümmert darüber, daß er sich hundert Feinde machte.

Mehrmals wurde er nach auswärts gerufen, um öffentliche Vorlesungen aus seinen Büchern zu halten. Aber er war mißtrauisch, hatte manche abschreckende Erfahrung gemacht. In einem Städtchen Mitteldeutschlands, wo er geladen war, empfing man den Weithergereisten weder auf dem Bahnhofe, noch kümmerte sich sonst um ihn. In einer öden Bierschänke saß er allein, bis der Abend kam und er dann mit Mühe das Local suchen mußte, wo er lesen sollte. „Da saßen denn," schrieb er mir am nächsten Tage, „die Eisbären wie in einem Figurencabinet, so mäuserlstill und unbeweglich. Später (beim Bier) sind freilich einige zu mir kommen und haben sich für den Genuß (!!!) bedankt, aber ich war vorsichtig und hab' gesagt: Warum habn's denn früher nit 's Maul aufgemacht?"

Das letztemal als Vorleser trat er im Frühjahre 1892 zu Wien auf, gelegentlich eines gemischten Vortragsabends zu Gunsten eines Grabmales für Anzengruber. Diesmal ganz besonders ist es vielen aufgefallen, wie gut Schlögl las und der Beifall, mit dem das Publicum dankte, war ein geradezu elementarer. „Es war ein Sandkorn zum Grabmal unseres Freundes," sagte er nachher, „und damit schließe ich."

Ich habe ihn oft schrecklich geärgert, freilich ohne Absicht.

Besonders in redactionellen Dingen ging es spießig. Er war fleißiger Mitarbeiter des „Heimgarten" und da konnte es nun ein etwas verspäteter Abdruck, oder ein Druckfehler, oder ein unregelmäßig angekommenes Heft u. s. w. sein, was ihn in den Harnisch brachte.

So sandte er mir eines Tages die Karte:

„Ich hätte Ihnen ein paar dringende Grobheiten zu schreiben! Wegen momentaner Ueberbürdung folgen sie morgen. F. S."

Ein anderesmal:

„Herr Redacteur!

Sie danken mir für den Beitrag! Dank brauche ich keinen, ich will Honorar. Die Kinder haben kein Brot, der Vater kein Bier.

Ihr wohlaffectionirter F. S."

Und nach Empfang:

„In d' Haut eini gnua! Viel z'viel. Küss' d'Hand! Die andere a! Vergelt's Gott tausendmal und — schaffens ein anderesmal! F. S."

Ferner:

„Herr Redacteur!

Wir erwarteten Sie, wie arme Seelen den Weihbrunnen. Sie waren ja in Wien. Ich sehne mich nach einem Menschen, nach einem ganzen, vollen Menschen, der — genug, Sie kamen nicht. Sie sind ein steirischer Dickschädel!

Ihr betrübter

F. S.“

Einmal mußte ihm der „Heimgarten“ besonders schlecht bekommen haben, er schrieb:

„Lieber Peterl, ich habe Angst, daß ein Verdruß herauskommt, und daß ich meinen verehrtesten Freund verlieren werde, wenn ich sage, daß der löbliche Redacteur des „Heimgartens“ ein Ochs ist.

F. S.“

Derlei Zuschriften hat er gerne verschickt an seine Freunde. Manchen soll's verdrossen haben; ich fand dazu keine Ursache.

Als der „Heimgarten“ seinerzeit den abscheulichen Cultus rügte, den die Wiener (natürlich nicht alle) mit dem Briefträgermörder Francesconi trieben, schrieb mir Schlögl:

„Ich lese den „Heimgarten“ und fahre entsetzt in die Höhe. Hat Sie der Teufel geritten, daß Sie eine ganze Stadt beleidigen? Das wird Ihnen bittere Frucht tragen. Ich liebe Sie bis zum letzten Athemzug, doch über Wien sagen Sie mir so etwas nie mehr. Gott bessere Sie.

F. S.“

Nicht gar lange nachher kam von ihm ein Zettel folgenden Inhaltes:

„Verehrter!

Erlauben Sie mir, daß ich vor $^{99}/_{100}$tel meiner geehrten Zeitgenossen und namentlich meiner (neuen) „engeren“ Landsleute ausspucke ....

Ihr treuer

F. S.“

Schrullen! — Wenn andere Leute, mit denen wir uns auch abfinden müssen, keine größeren Fehler hätten! Wie oft stand diese grundehrliche Haut sich selber vorm Lichte! Doch, was Anderen so überaus begehrenswerth erscheint, daß sie sich Füße und Ehre darnach ablaufen, Schlögl hat's — ohne darüber ein Wort weiter zu verlieren — verschmäht. Sein Heim in der Gumpendorferstraße, in welchem er vierundvierzig Jahre lang gewohnt, war enge und ärmlich. Den größten Raum desselben nahmen die Bücher und Zeitungsstöße ein. Er bewohnte es mit seinem Weibe; seine beiden Söhne waren längst selbstständig geworden, waren seine Freude und sein Stolz. Seine treue Lebensgefährtin nannte er nie Frau, er hatte eine schönere Bezeichnung, nannte sie sein herrliches Weib. Sie war der Kamerad seiner Seele, hatte Verständniß für all seine Interessen und geistigen Angelegenheiten, er theilte ihr alles mit und wenn er auf Reisen war, schrieb er täglich wiederholt Kärtchen und Liebesbriefchen an sein Weib. Die tapfere Genossin seines sorgenvollen Daseins stand im Laufe der Zeit oft am Rande des Grabes, aber sie war auserlesen, ihm ein Engel in seinen letzten Leidensjahren zu sein und für den Rest ihres Lebens einsam die Stätte zu hüten, wo er gewirkt hatte. Sein Ideal und sein Stolz in den ersteren Jahren unserer Bekanntschaft war die „Tripel-Allianz“. Damit meinte er das Freundschaftsbündniß zwischen

Anzengruber, ihm und meiner Wenigkeit. „Wir gehören zusammen,“ hatte Anzengruber eines Tages gesagt, und das war für Schlögl die Besiegelung der „Tripel-Allianz“. Anzengruber betete er an; aber auch ihm gegenüber wog er kein Wort, und obzwar der „Kirchfelder“ (Anzengruber) sich von Freunden gerne etwas gefallen ließ, manchmal schien ihm der Freimuth des Aeltesten unter uns doch ein wenig in die Nase zu rauchen. Wenigstens schnupperte er bisweilen stark, wenn Schlögl zum Beispiel über Derbheiten und Gewagtheiten in neuen Anzengruber-Stücken manches Bedenken rund und grob heraussagte. Trotzdem stand die Tripel-Allianz jahrelang fest. Es waren unvergeßliche Abende, da wir drei und nur wir drei beisammen in irgend einem lauschigen Gaststübchen über alles Interessante plauderten, was diese Welt und des Poeten Phantasie zu Stande bringt. — Anders wurde es, als Schlögl in seiner Warmherzigkeit anfing, fremde Elemente, specielle Bekannte von sich, in unseren bisher streng geschlossenen Kreis zu ziehen. Er wollte ja Jedermann mit Anzengruber bekannt machen, auch den „Almpeterl“ hielt er für wesentlich genug, um ihn aufzuzeigen, und uns wieder mochte er von den Vorzügen seiner Privatfreunde profitiren lassen. Das behagte nun für die Länge dem „Kirchfelder“ nicht, und er fing an — auszubleiben. Damit fühlte Schlögl sich ins Herz getroffen, er bildete sich ein, der „Kirchfelder habe etwas gegen ihn“, aus lauter Liebe zu dem Dichter wurde er trotzig, fremde Einflüsse mochten auch mit im Spiele gewesen sein, kurz, die Tripel-Allianz bekam einen Schaden, der sich niemehr ganz geheilt hat. Ich habe es Anzengruber oft gesagt, einen treueren Kameraden hätte er nicht, als Schlögl; ich habe es diesem gesagt: der Kirchfelder schätze ihn wie immer, nur seien ihm manche

Wunderlichkeiten zuwider — es war überflüssig, daß ich's sagte, sie wußten es ohnehin, sie fanden sich ja wieder, aber zu der ausschließlichen Allianz ist es nicht mehr gekommen. Wie ein Mollton geht es durch zweihundert Briefe und Karten, die ich von Schlögl besitze: Der Kirchfelder hat was gegen mich! — Vielleicht ist er mit dieser Empfindung dem Sarge des großen Dramatikers gefolgt, vielleicht ist er mit dieser Empfindung gestorben. — Ich glaube, es war zwischen beiden Männern nichts, als ein und das andere Mißverständniß und ein bißchen Trotz. Denn sie ersetzten sich einander: zwei Volksdichter, der eine im Land-, der andere im Stadtvolke wurzelnd. Beide waren armen Kreisen entsprossen, jeder hatte sich selber gebildet, aus eigener Kraft zur Höhe geschwungen; sie hatten die gleichen ethischen Grundsätze und Ziele und, was wichtig war, jeder bewunderte die Werke des anderen.

Unserem Schlögl ging es, wie es den meisten seinesgleichen geht, er fühlte, daß die Anerkennung seiner Zeitgenossen mit seinen Leistungen nicht im richtigen Verhältnisse stand. Er sah Andere leben und streben und Niemand kümmerte sich darum, oder sie wurden mit Scheelsucht behandelt! er sah sie sterben, und siehe, alle Zeitungen waren des Lobes voll, mit dem Todestage wurde jeder ein bedeutender, hochverdienstlicher Mann. Ihm selbst ist es genau so ergangen. Hätte er am ersten Tag nach seinem Tode nur für eine Stunde noch einmal aufwachen können, um die wunderschönen Nachrufe zu lesen! — Er war der bedeutendste Kenner und Schilderer des Wiener Volkes, er steht unerreicht da, sein Humor ist von köstlichster Eigenart! Er war ein gediegener Charakter, ein prächtiger Mensch! und so weiter. — Alles ganz richtig, aber gerade um ein paar Tage zu spät .....

Schlögl war zwar ein Philosoph, aber nicht von der Art, daß er von den ihn angehenden Zeitungsstimmen unberührt geblieben wäre. Kindlich dankbar war er für jede öffentliche Anerkennung, ja die flüchtigste Erwähnung in irgend einem Blatte machte ihm Freude. Ich gebe ein paar kleine, sich darauf beziehende Zuschriften. Auf eine freundliche Besprechung eines seiner Bücher von Rullmann in der Grazer „Tagespost" schrieb er mir:

„Augenblicklich laufen's zur Tagespost und sagen's, daß ich mich allerschönstens bedanken lass'! Hörn's? Wern's gleich geh'n? Sollen schon am Weg sein! Brave Leut' das, in Graz. Sö, das ist wunderschön!"

Auf die Besprechung seines Werkes „Wienerisches" im „Heimgarten", Januarheft 1883, schrieb er mir:

„Allerliebster und Lieblichster!
Wunderbarster aller Zeitgenossen!

Tausend und einen Dank! Also doch noch erlebt! Wenn man die Sache doch placatiren lassen könnte! Oder einer Million Menschen ins Haus schicken, wie ich jede Woche den Spielplan einer Hamburger Lotterie oder anderes Teufelszeug erhalte. Diesen Aufsatz sollte man von den Kanzeln herab oder den Kindern in der Schule vorlesen; in jedes Steuerbüchel sollte er eingeklebt, in jeden Tornister eingepackt sein, alle Malefix-Hausirer sollten statt des verdammten „Handlis" täglich diesen Artikel ausschreien. Alle Verbrechen, die Sie an mir verübt, oder etwa noch verüben wollen, seien Ihnen verziehen. Aus voller Brust rufe ich Glück und Segen in Ihr Haus!

Bis nach der Ewigkeit der Ihrige F. S."

Und ein andermal gelegentlich meines Aufsatzes „Wien" im „Heimgarten" 1890:

„Wien, 9. April 1890, Abends.

Lieber, theurer Freund!

Ich hätte bald Exfreund geschrieben, aber ich glaube, daß Sie trotz einzelner (steirischer) Schrullen doch der Alte geblieben, wie ja auch ich es bin und wohl bleiben werde.

Also zur Sache.

Man macht mich auf das Aprilheft des (löblichen) „Heimgarten" und speciell auf Artikel „Wien" aufmerksam.

Ich eile also in ein Café (seit Jahren besuche ich keines mehr), wo man die (löbliche) Monatschrift aus der ewig grünen Steiermark hält, lasse mir (das Billigste) ein Glas Slivovitz (à 12 kr. und 3 kr. Trinkgeld) geben und warte drei Viertelstunden auf das Blatt, weil es „in der Hand" ist und von dem momentanen Besitzer von der ersten bis zur letzten Zeile aufmerksamst (es giebt auch solche Käuze in Wien) gelesen wird.

Endlich erhalte ich das Heft; — es ist $^3/_4$9 Uhr Abends (der geschichtliche Moment muß festgehalten werden) und vergrabe mich in die Blätter.

Freund: In der besten Beziehung des viel mißbrauchten und übelstverstandenen Wortes: Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen! Damit für heute genug. Ich ging, aufs tiefste bewegt und der Erinnerungen voll, hinaus ins Freie und schlenderte durch die Straßen, zwischen eilenden und sich drängenden Menschen. Aber ich sah und hörte nichts und Niemanden, ich dachte nur vergangener Tage, unvergeßlicher Stunden und einzelner lieben Freunde und

Genossen, die nun auch schon der kalte Rasen deckt. Vor allem an Anzengruber, durch dessen Hinscheiden, obwohl wir uns in den letzten zwei Jahren nur selten sahen und sprachen, ich viel verloren. Unersetzliches.

Und die Trias ist gesprengt: die drei Alliirten, die immer zusammenhielten, sind auf zwei reducirt, bald wird nur mehr einer übrig bleiben, der „Almpeterl", denn mit mir geht's rasch bergab. Dann schreiben Sie halt auch meinen Nekrolog ...

F. S."

Mit diesen Beispielen ist das bewegsame und dankeswarme Gemüth des „herben Mannes" ein wenig gekennzeichnet. Und wenn er nun erst seine Nachrufe hätte lesen können! Es wird mancher dabei gewesen sein, der wirklich ernst zu nehmen war. So unumwunden wie gegenwärtiger ist freilich keiner gewesen. Mir kommt's darauf an, den Menschen zu zeigen, wie er war, und Schönheitspflästerchen stünden diesem Mann wahrlich nicht gut. Trotz all seiner Schrullen steht er schöner und liebenswürdiger da, als — man versteht schon.

Zu bewundern ist das Interesse, mit welchem dieser Mann, der doch bessere Literaturepochen gesehen, der ein wirklicher und geistiger Zeitgenosse Stifter's, Lenau's, Grillparzer's und Raimund's gewesen, sich den jüngeren Dichtern zuwendete, mit jugendlicher Wärme sie las und ihre persönlichen wie literarischen Schicksale wohlwollenden Herzens verfolgte. Er gehörte zu den wenigen meiner Freunde, die mit ihrem entschiedenen Urtheile nicht zurückhielten, wenn sie etwas anzuerkennen oder zu tadeln fanden. Er verstand anzuregen und zu fördern. Und wem er gut war, dem war

er's gründlich. Auch andere des österreichischen Poetennachwuchses werden erzählen können von dem guten Kameraden Friedrich Schlögl.

Eine schwere Kränkung wurde ihm von den sogenannten Antisemiten bereitet. Wer hätte nicht schon von dieser Seite seinen Theil bekommen! Schlögl hatte in einem Reisefeuilleton in der „Deutschen Zeitung" aus Innsbruck berichtet, daß der dortige Verschönerungsverein auf einer Tafel die Namen der berühmten Männer eingraben ließ, welche einst, vor der Eisenbahnzeit, durch Innsbruck gereist waren, respective dort übernachtet hatten. Schlögl vermißte dort auf der Tafel den Namen Heinrich Heine. „Den Heine will er protegiren! Der Judenknecht!" so hierauf mehrere Antisemitenblätter gegen Schlögl. Er nicht träge und giebt es den Anremplern in einem gesalzenen Eingesendet zurück. Dann ging die Hetze los. Schlögl war einfältig genug zu erwarten, daß die Presse für ihn eintreten würde. „Keine Feder rührt sich, wenn ein ehrlicher alter Mann mit Koth beworfen wird . . ." O altes Kind Gottes, wie naiv! — Wehe that ihm nur, daß auch ein Theil der Studentenschaft es für nöthig fand, in einer directen Zuschrift ihm ihre Verachtung kundzugeben. Wem es bekannt ist, mit welcher Liebe er an den Studenten hing, wie er in ihren Kreisen sich stets gehoben und begeistert gefühlt hat, wie beglückt er war bei dem Commerse, welchen die Studentenschaft einige Zeit früher auch ihm zu Ehren gegeben hatte, der wußte, wie nahe es ihm ging. Den jungen Leuten hat er's übrigens bald verziehen, war er doch selber der unversöhnlichste Feind der Corruption in Handel und Wandel und in der Presse. Ging er als alter Achtundvierziger mit der heutigen Studentenschaft schon nicht immer die gleichen Wege, so strebte er doch die gleichen Ziele an. Für

das famose Wiener Krakehlerthum aber, welches den gesunden Kern der Bewegung so schmachvoll verdorben hat, hegte er den ehrlichsten Haß.

Er zog sich zurück in seine Bücherhöhle und lebte den Erinnerungen an ein gemüthlicheres, glücklicheres Wien. Aber losreißen konnte er sich doch nicht von seinem Tage; täglich verschlang er die Zeitungen, aus denen er unzählige Aufsätze und Notizen zog, die er sammelte und ordnete. Für jeden seiner Freunde und Bekannten hatte er seine besondere Sammlung von Zeitungssachen, die sich auf diesen bezogen.

Die Abendstunden verbrachte er in den letzteren Jahren mit wenigen Freunden in der Restauration, ich glaube, „zum blauen Hause" genannt (Gumpendorferstraße). Da ward sein Geist wieder rege, sein Herz frisch, trotzdem die tückische Krankheit nagte an seinem Organismus. „Nierenleiden, Herzleiden, Asthma und sonst noch ein Dutzend Todeskrankheiten säuge ich groß, und das Gemüse, welches die Magd vom Markte bringt, ist das einzige Grün, welches ich in diesem Sommer gesehen habe. Beten Sie ein Vaterunserchen für mich, wenn Sie noch ein bißchen Einfluß haben beim Herrgott.

Ihr Jammermensch F. S."

So schrieb er mir noch im September dieses Jahres.

In den letzten Jahren seines Lebens dachte er viel an eine Gesammtausgabe seiner Werke. Ein Freund sah sich dafür nach einem tüchtigen Verleger um, worüber er ihm schrieb:

„Lieber, Guter, Theuerer!

Ich danke herzlichst. Sie sind noch Einer! Kommt die Sache (meiner Gesammtausgabe) zu Stande, dann schließe ich meine Augen gerne, habe wohl sonst nichts Erfreuliches mehr zu erwarten."

Bei den Verlegern aber, da hieß es: Schlögl macht nichts mehr, seine Sachen sind zu herb, zu ungemüthlich, zu rücksichtslos. Mit anderen Worten, man hört die Wahrheit nicht gern. — Niemand kümmerte sich um den alten Schlögl. „Ein wunderlicher Mann!" hieß es, und damit war er abgethan. Aber schon einen Tag nach seinem Tode begannen die Anfragen einzulaufen, was es mit Schlögl's Werken sei? Man sei bereit, die Gesammtausgabe zu veranstalten, wolle sie schön ausstatten u. s. w. — Auch gerade wieder um einen Tag zu spät.

Ja, was bedeutet denn das, Du mein liebes deutsches Volk? Ist es denn wirklich buchstäblich wahr, daß Du Dich für Deine bedeutenden Männer erst zu interessiren beginnst, wenn sie gestorben sind? Ist Dir denn ein lebendiger Dichter gar so unangenehm? Ist es nicht der Genius, ist es erst der Tod, der Dir Deine Dichter weiht? Kann der Verleger sein Süpplein denn wirklich nur mehr am Strohfeuer der Nekrologe kochen? — Eines ist aber wahr, bequemer ist der todte Dichter, als der lebendige; er ist genügsam im Honorar, er redet nichts mehr drein, in welcher Form und Weise immer man seine Werke herzurichten beliebt. Auch braucht der Verleger sich nicht zu fürchten, daß die Kritik ungnädig wird, denn der Mann ist ja todt. — Ich bitte um Verzeihung für diese harten Bemerkungen, allein einige Fälle der letzten Jahre waren doch gar zu drastisch. Und schließlich muß man ja noch froh sein, daß ein Poet wenigstens nach dem Tode etwas gilt.

Edel und vornehm war es, daß die Stadt Wien ihren berühmten todten Bürger Friedrich Schlögl mit einer Kranzspende ehrte, das Begräbniß besorgte und sich durch die Anwesenheit des Bürgermeisters bei der Begräbnißfeierlichkeit

betheiligte. (Vornehm wäre das freilich gewesen, aber es ist nur erdichtet.)

Unser Schlögl pflegte — und das war eine Quelle seiner häufigen Verstimmungen — vieles für ernst zu nehmen, was nicht ernst zu nehmen war. Hingegen stand er souverän über manches, was Andere schon höllisch geniert, zum Beispiel über den Tod. Auf seinem Lehnstuhle sitzend, erwartete er seit Jahren den Tod. Auch diesem schaute er entgegen mit seinem sarkastischen Schmunzeln. „Fatal," meinte er, „daß man bei seinem Sterben bis zum letzten Augenblicke dabei sein muß. Könnte man das Examen für die Ewigkeit nicht auch in Absentia machen? Seit sechs Jahren bringe ich nun jede Nacht in diesem Lehnstuhle zu. Was habe ich denn gethan, um so viel leiden zu müssen?" Und am Vorabende seines Todestages! Da sagte er zu seinem Freund Chiavacci: „Sie gehen morgen doch zur Sitzung des Anzengruber-Curatoriums? Bitte, entschuldigen Sie mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert, zu erscheinen. Ich habe morgen zu sterben ...."

Dann wartete er noch eine qualvolle Nacht, und als das Licht des aufgehenden Tages in sein Auge fiel, vollbrachte er die menschliche Berufsangelegenheit, zu welcher unser ganzes Leben und Streben — eine Vorbereitung ist.







Anastasius Grün.

Als ich aus den Bergen in die Stadt kam, war ich ein recht höflicher junger Mann. Ich hatte großen Respect vor Jedem, der einen schwarzen Stadtrock trug und witterte hinter jedem feinen Tuche einen hohen Herrn, unter jedem Seidenhut einen gescheiten Kopf, vor dem ich mein Lodenhütlein in Ehrfurcht zog. Und war es gar ein Bekannter, so bereitete ich mich immer schon auf viele Schritte vor, ihn mit allem Aufwande meiner Artigkeit zu begrüßen.

Da war es ein großer, ziemlich beleibter Herr mit röthlichem Vollbart, der meinen Gruß besonders freundlich erwiderte und mir schließlich im Grüßen sogar noch zuvorkam, wenn wir uns begegneten. Ich traf ihn in der Herrengasse, oder auf den Glacisgründen, oder auf dem Schloßberg. Einmal hielt er mich sogar an, fragte, wie es mir gehe, was ich von der Heimat höre und wie es mir in Graz eigentlich gefalle. Auf die erste und auf die dritte Frage antwortete ich: „Danke, gut;" auf die zweite: „Danke, nichts."

Und einmal, als sich der freundliche Mann nach einem solchen Gespräche wieder zwischen den übrigen Fußgängern der Herrengasse hinbewegte, wendete ich mich an einen Studien-

genossen, der mich begleitete: Ob er mir nicht sagen könne, wer jener Herr sei.

„Welcher Herr?"

„Der Große dort, mit dem lichten Bart."

„Den kennst Du nicht? Das ist ja Anastasius Grün, von dem unser Deutsch-Professor gestern die Gedichte vorgelesen hat."

„Was? Und der lebt noch? Und in Graz? Ich hätte gedacht, die großen Dichter, von denen man in der Schule hört, müßten alle nur in Stahlstich vorhanden sein — und jetzt geht Einer da auf der Gasse so herum und ist genau wie die Anderen."

Aber mein Gruß — als ich eines nächsten Tages dem blondbärtigen Mann wieder begegnete — hatte durch obige Aufklärung nicht an Welt gewonnen. Ich nahm, als ich seiner ansichtig wurde, den Hut vollends ab und trug ihn in der Hand, bis Jener eine Strecke vorüber war.

Und eines Tages blieb er vor mir stehen und sagte: „Lieber Freund — aber setzen Sie auf! — wie geht's Ihnen?"

„Danke, gut."

„Was hören Sie von Ihrem Obersteier?"

„Danke, nichts."

„Wie steht's mit dem Lernen?"

„Danke, gut."

„Geht's?"

„Ja. Nur beim Rechnen plagt's."

„Ei, das ist! — Na, nur Muth, wird sich schon machen. Was wäre mir das für ein Kaufmann, der nicht rechnen könnte! — Wollen ja doch Kaufmann werden? — Nicht?"

„Ich meine alleweil", bemerkte ich muthlos, „so weit werde ich's nicht bringen können. Schönschreiben lerne ich

fleißig, und daß ich's halt wo bei einem Schriftsteller oder Dichter zu einem Abschreiber könnt' bringen."

Muß gestehen, daß ich diese Bemerkung nicht ganz ohne Absicht machte. Er aber lachte so laut auf, daß mehrere Vorübergehende ihre Köpfe nach ihm wendeten.

„Abschreiber! Bei einem Dichter!" rief er, „junger Mann, das Zeug schlagen Sie sich aus dem Kopf. Deshalb hat man Sie nicht in die Handelsakademie gegeben. Wie alt sind Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Etwas spät, allerdings. Die mercantilen Wissenschaften brauchen Zeit. Nur Fleiß — das ist die Hauptsache. Glauben Sie mir, Sie werden noch ein tüchtiger Geschäftsmann. Wo speisen Sie heute?"

„Beim Kaufmann X."

„Und morgen?"

„Morgen Samstag beim Herrn Professor N."

„Schade. Haben Sie für Montag Tisch?"

„Nein," flüsterte ich.

„Gut, speisen Sie am Montag bei mir."

„Oh, danke," und ich neigte mein Haupt.

„Kommen Sie um 1 Uhr. Es geht recht lebhaft bei mir her; können ganz ungenirt sein. Also, leben Sie wohl, es bleibt dabei. Vielleicht — na, wir sprechen noch davon. Auf Wiedersehen!"

Er kneipte mir die Hand und eilte davon.

Ich konnte mich nicht sogleich fassen. Es war ein so berühmter Mann — Anastasius Grün. — In Freude und Angst zugleich eilte ich der Akademie zu. An demselben Tage kam ich in der Arithmetik „auf", stieß zuerst in der Verwirrung den Schemel um, auf welchem Schwamm und Kreide

lagen und stieß im Laufe der Aufgabe den Satz um: „Zweimal zwei ist vier.“

Der Herr Professor sah mich mitleidig lächelnd an und sagte: „Wohl sehr schwach, lieber Freund. Gehen Sie auf Ihren Platz.“ Und machte ein Zeichen in seinem Notizbuche.

In solchen Momenten habe ich viel gelitten. Bei mir hing die nächste Zukunft am Schulzeugnisse. Brachte von den Kaufherrensöhnen einmal Einer ungünstige Noten nach Hause, so setzte es vielleicht ein Donnerwetter oder einen Fasttag mit Fischen aus Menschenfleisch, oder es wurden auf andere Weise die Freuden der Vacanzen geschmälert, das war alles. Anders bei einem blutarmen Hospitanten, den sie aus Barmherzigkeit unterstützten.

„Das schaut nicht gut aus, mein Lieber! Da sehe ich ja lauter Genügend! Und selbst ein breiter Zweier in der Arithmetik! Sollte es denn wirklich an Talent fehlen! Dann war's ja ungeschickt, daß man Sie in die Schule schob. — Ein Handwerk ist zehnmal gescheiter. Nun, da nehmen Sie noch die Kleinigkeit für die Ferien, aber im nächsten Jahre — man hat allerlei Auslagen. Sie begreifen —!“

Manchem wird so das Todesurtheil auf das Schulzeugniß geschrieben. Er hat den redlichsten Willen und Fleiß, ist aber ungeschickt und verzagt, auf dem Papier fehlt der Erfolg und er wird fallen gelassen.

Mir erging es, Gottlob nicht so, obwohl ich's im Laufe der Schuljahre meinem guten Arithmetik-Professor oft genug ziffermäßig nachgewiesen hatte, daß ich zum Kaufmann nicht das Zeug in mir trug. Er maß unter allen Umständen meinem Willen eben mehr Glauben bei, als meinen Ziffern; in anderen Fächern, besonders in solchen, wo von Poeten

die Rede war und Gedichte vorgetragen wurden, war es mit mir so ziemlich leidlich.

Am liebsten wurden in unseren schöngeistigen Stunden solche Poesien gewählt, welche die Industrie, den Weltverkehr, den Kaufmannsstand verherrlichten. So auch las der Professor mit Begeisterung gern Anastasius Grün's: „Poesie des Dampfes,“ gerichtet gegen jene Sänger, welche klagen,

Daß Poesie entsetzt nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten uns'rer Erde,
Auf Dampfcarrossen ferne fortgetragen!
Ei, war't Ihr denn so hold den krummen Wegen,
Daß Ihr so sehr die g'raden scheuen könnet?
Und ist Euch's Poesie, auf Holperstegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen Euch gegönnet?
— — — — — — — — — — — — —
Ich will indes hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,
Den Becher schwingend voll des gold'nen Weines,
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen,
Wie Dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie Du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das eherne Herz kühn aus der Brust gerissen;
Wie Du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh', Feuer Du, und trage seine Lasten!
Leb', Eisen Du, und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß Deines Wandelns Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heiligenscheines Glutenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.

Solch poetische Verherrlichungen jener Dinge, die uns in der mathematischen und technischen Abtheilung so sauer wurden, versöhnten mich immer wieder mit der Anstalt.

Der Montag nahte allmählich. Da fiel es mir ein: die Stadt ist groß, hast Du ihn denn gefragt, wo er wohnt? Du hast ihn nicht gefragt und er hat vorausgesetzt, Du wüßtest es.

In meiner Noth eilte ich zum „Deutsch-Professor“ und fragte nach der Adresse des Dichters Anastasius Grün.

„Wie? Bei ihm eingeladen sind Sie? Der Tausend! Sie sind ja ein Schwerenöther! Nun, mich freut's. Graf Auersperg wohnt in der Elisabethstraße in seinem Palais.“

„Graf Auersperg? Nein, ich meine, zum Anastasius Grün will ich gehen.“

„Dann können Sie dem Grafen Auersperg nicht gut ausweichen, denn Beide sind, wenn man sie in der Nähe betrachtet — Einer.“

Nun wurde meine Angst noch größer und ich bedachte, ob es dem Grafen wohl recht sein werde, daß mich der Dichter geladen habe. Noch am Sonntagsabende las ich in seinem Buche und vermochte nicht ein Jtüpfelchen zu entdecken, welches auf einen so hohen Herrn gedeutet hätte. Daß sich ein Mensch nur so verstellen kann!

Und am Montag nach dem Collegium um zwölf Uhr begann ich mich herauszuputzen. Ich hatte an nichts gespart. Als ich in der Elisabethstraße zu jenem stattlichen Hause kam, das zu halb wie ein Schloß und zu halb wie ein Tempel aussieht, schlug es dreiviertel Eins. Ich stand am Eingangsthore und wartete auf den Stundenschlag, um genau zur bestimmten Zeit zu erscheinen. — Das war eine lange, böse Viertelstunde und als auf dem Schloßberg die Uhr schlug,

ging's mir ganz heiß durchs Herz. Schließlich hatte ich noch mit dem Thorwart zu thun, der wollte mir das Treppenthor nicht erschließen, bis ich ihm gestand, daß ich geladen wäre.

Im Vorzimmer oben war wieder ein Anderer, der mich etwas herrisch fragte, was ich wünsche.

Ich verlangte in höflichster Art nach dem Herrn Anastasius Grün. Hierauf wurde ich in ein hohes, dunkel ausgeschlagenes Zimmer gelassen — und da stand ich auf dem weichen Teppich zwischen den vielen Lehnsesseln und zwischen den großen Bildern, die von der Wand niederschauten.

Jetzt hörte ich was rauschen. Eine Doppelthür ging auf und eine schöne, freundliche Frau trat ein.

Ich hauchte einen „guten Morgen" und erschrak sofort über das Unschickliche — nach zwölf Uhr ist ja nicht mehr guter Morgen.

Sie machte eine Handbewegung, daß ich mich setzen möge und ging hierauf durch eine andere Thür wieder ab.

Ich betrachtete mir die Wandgemälde. Da sah ich ein Frauenantlitz, in welchem ich leicht die Dame erkennen konnte, die eben durch das Zimmer geschritten war. Neben diesem Bilde hing ein anderes, darauf war ein Männerhaupt mit hoher, ernster Stirne und milden, blauen Augen. Ein dunkelblonder, etwas ins Grau spielender Backen- und Schnurrbart zog sich um die freundlichen Lippen und das glattrasirte Kinn. Tiefes Denken und warmes Fühlen lag in diesem schönen, ausdrucksvollen Antlitze, von dem ich meine Augen nicht wenden konnte.

Als ein Bedienter eintrat, um die Fensterrollen niederzulassen, als sollte der scharfe Sonnenstrahl auch dem Auge des wartenden Fremden nicht weh thun dürfen, fragte ich, wen dieses Bild vorstellen sollte.

„Se. Excellenz, den Herrn Grafen."

„Auersperg? Den Anastasius Grün?"

„Ja wohl."

Da schüttelte ich den Kopf und sagte: „Ist nicht gut getroffen."

„Meinen Sie?" versetzte der Diener und fügte mit gewissem Nachdrucke bei: „Es giebt kein besseres Bild von Sr. Excellenz, als dieses."

Jetzt kam plötzlich eine Bangigkeit in mich, die in ihrer Größe nicht zu vergleichen mit der Angst, welche dem Besuche vorausgegangen war.

„Komme vielleicht lieber ein andermal," sagte ich und schickte mich an, fortzugehen. Da ging die Thür auf und er trat ein. Leibhaftig er, der auf dem Bilde war, aber nicht derselbe, welcher mich auf der Gasse für diesen Tag zu Tische geladen hatte — ein Anderer.

Jetzt war's fürchterlich klar, hier war ein Mißverständniß geschehen und ich, der ich mir in normalen Verhältnissen vor Verlegenheit keinen Rath gewußt hätte, ich fand mich in einer Noth, in der ganz andere Leute als ich aus der Fassung gekommen sein würden. Stürze hinaus — davon, und alles ist gut! Das war mein erster Gedanke. Da war der Mann schon auf mich zugekommen und fragte mich mit gütiger Stimme um mein Begehren. Vielleicht hatte meine so armselige Erscheinung sein Mitleid erweckt; daß ich da war, um mit ihm Mittag zu essen, das hatte er gewiß nicht geahnt und ich hatte zum Glück so viel Fassung gewonnen, um mir denken zu können: er weiß von nichts und soll von nichts wissen.

Nachdem er erfahren, daß jener junge Mensch vor ihm stehe, den man als „Naturdichter" vom Gebirge nach Graz

genommen hatte, drückte er mir die Hand und sagte: „Setzen wir uns ein wenig zusammen."

Mit diesen Worten war meine Befangenheit und Verlegenheit wie weggeblasen und es war mir gewiß: mit dem Manne läßt sich Kirschen essen.

Wir saßen ziemlich lange beisammen. Als ich ihm auf seinen Wunsch von meinen Schulangelegenheiten erzählt hatte, bemerkte er: „Es wundert mich, daß man Sie nicht ins Gymnasium gegeben hat. Ja selbst in der Lehrerbildungsanstalt, dächte ich, wäre für Sie ein günstigerer Platz, als in einer Handelsschule."

Ich widersprach ihm mit jener Bestimmtheit, mit welcher alle jungen, unerfahrenen Leute ihre Behauptungen so gerne bekräftigen: „Oh nein, die Handelsakademie ist für mich schon recht; es werden darin auch Gedichte vorgelesen." Er lächelte.

„Es ist wahr, lieber Freund, bei Ihnen handelt es sich um den möglichst raschen Anlauf zu einer allgemeinen Bildung und ich höre, daß die hiesige Handelsakademie mehrseitiger ist, als andere ähnliche Anstalten, und daß sie auch die humanistischen Fächer berücksichtigt. Wenn Sie sich auch praktische Fertigkeiten aneignen, so wird Ihnen das gar nicht schaden. Das Brot will einmal verdient sein. Gewinnen Sie aber außer Ihren Studien Zeit, sich mit Literatur abzugeben, und haben Sie Interesse daran, so steht Ihnen meine Büchersammlung zur Verfügung."

Ich wußte bereits, daß man sich in solchen Fällen verneigt und that es. Bei ihm war es aber mehr, als Artigkeit. „Kommen Sie," sagte er, „vielleicht wollen Sie gleich etwas mitnehmen."

Und er führte mich in sein Bücherzimmer, wo wir Beide eine Weile herumstöberten. Unter Anderem erinnere ich mich

noch, daß eine Schublade zu öffnen war, die nicht aus ihrem Fache wollte. Beide zogen wir an den Henkeln und mir war bei dieser gemeinsamen Arbeit mit dem großen Dichter ganz sonderlich zu Muthe.

Die für mich bestimmten Bücher schlug er mir fein glatt in ein Papier. Dabei sprach er fortwährend von meinen Angelegenheiten und ich wollte nur gewünscht haben, daß er von sich etwas erzählt hätte: so wie ich auch diese Erinnerung wahrlich nicht niederschreibe, weil sie meine Person betrifft; ihr einziges Interesse kann nur darin liegen, daß sie von Anastasius Grün handelt. Hier ist erzählt, wie ich, dank meines komischen Irrthums in der Person des Einladers, mit dem berühmten Dichter bekannt geworden bin. Und von diesem Tage an — ich sage es mit Stolz und Dankbarkeit — stand ich mit ihm im Verkehr. Nachmittags nach fünf Uhr, wenn er sein Schälchen schwarzen Kaffee trank, saß ich oft bei ihm und lauschte seinen Worten. Gern erzählte er mir aus seinem Leben, oft auch von jenen Zeiten der Geisteskn echtschaft, gegen die er so heiß gekämpft hat. Er beglückwünschte die Generation, die für diese Zeiten zu spät gekommen ist und sich die alten Tage erst erzählen lassen muß, um die neuen recht zu würdigen.

War vom Weltlauf die Rede, den gewöhnliche Leute bei jeder Gelegenheit so gern verschimpfiren, so konnte man an Auersperg jenes große Wohlwollen, jene lebendige Liebe und jene unerschütterliche Zuversicht bewundern, die einen echten Mann kennzeichnen. Er wußte die Welt so zu wenden, daß sie Einem gefiel. Wie wohlthätig wirkt das auf einen jungen Menschen! — Kam das Gespräch auf seine eigenen Werke und Pläne, so trat an ihm nicht jene erkünstelte Bescheidenheit zu Tage, die als solche gern gelobt sein möchte, sondern

jene wahre Schlichtheit, die sich an dem Gelungenen wohl freuen mag, hingegen stets unbefriedigt ist vom eigenen Schaffen, weil das Wollen bedeutender Menschen eben viel höhere Ziele steckt, als das menschliche Können je zu erreichen vermag. Anastasius Grün gab sich so, daß seine Größe dem Besucher nicht drückend war. Wenn er sich nach dem Befinden und Bestreben seines Besuchers erkundigte, so war ihm das nicht bloß Sache jener conventionellen Höflichkeit, die unter Umständen eher verstimmend als einnehmend wirken kann; man hatte bei ihm das Gefühl eines wirklichen und warmen Antheiles, der sich so gern auch in Rath und That bethätigte. Nicht selten schlug sein Gespräch eine schalkhafte Wendung ein, die jedoch bald wieder dem milden Ernste seiner geistvollen Gedanken wich.

Gegen seine Widersacher — und als braver Mann hatte er deren viele — hörte ich von seinen Lippen nicht ein einziges böses Wort; wenn er von ihnen sprach, so sprach er mit Achtung und Toleranz. Wie doch anders sieht die Freisinnigkeit edler Naturen aus, als jene eigennütziger, parteiischer Charaktere, deren leider der moderne Liberalismus so manche zählt. Der wahre Liberalismus — und das ist auch ein Wort Anastasius Grün's — ist groß, weil er unparteiisch ist, weil er Jedem das Seine läßt, weil er die ehrlich gemeinte Bestrebung eines Jeden respectirt, weil er weiß, daß in ethischer Beziehung jeder Weg der rechte ist, der gewandelt wird, in der Absicht, ans rechte sittliche Ziel zu kommen. So viel nur als kurzes Streiflicht auf die Grundzüge jener Darlegungen, deren der große Mann den armen Studenten für werth hielt. —

Nun frägt der Leser noch, ob ich's denn nicht erfahren hätte, wer jener Herr war, der mich damals zu Tische ge-

laden, und den ich mit dem Grafen Auersperg verwechselt hätte?

Auch mit dem bin ich später bekannt worden und habe mein Versäumniß reichlich nachgeholt. War auch ein braver Mann, aber bei näherem Vergleiche entschieden nicht mit dem Dichter zu verwechseln — es war der Herr Meyer.

Graf Auersperg hat es lange nicht erfahren, in welcher Absicht ich das erstemal in sein Haus getreten.

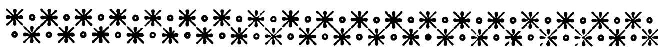
Erst im Jahre 1876, wenige Wochen vor seinem Tode, als wir auf dem Perron eines obersteierischen Bahnhofes miteinander auf und ab gingen, erzählte ich ihm die eigentliche Ursache meines ersten Erscheinens in seinem Hause. Er lachte nicht einmal dazu, sondern fragte: „Und wo haben Sie an jenem Tage gegessen?"

Ich gestand ihm, daß mich die Freude über die neue Bekanntschaft gesättigt hätte.

„Aber, lieber Freund, das müssen wir ausgleichen," sagte er. „Sie geben mir, sobald Sie von Ihren Touren nach Graz zurückkehren, das Vergnügen, bei mir zu speisen."

Ich sagte zu und kam. Und fand ihn ruhen hoch auf dem castrum doloris.







Franz Stelzhamer.

Ich hatte ein Kind — ja, ich hatte deren eigentlich mehrere, aber eines war das erste, also das merkwürdigste. Ich hatte auch eine Mutter dazu — und wenn ich Euch jetzt von dieser Mutter und von diesem Kinde erzählen wollte, so müßtet Ihr mir Dank wissen, denn es giebt kein größeres Wunder und es giebt keine größere Schönheit, als die Mutter mit dem Kinde.

Ich erzähle von jenem Tage, da ich Kindsmädchen war. Die junge Mutter hatte einen Ausgang, ich weiß nicht mehr, wohin und weswegen, aber es muß was Wichtiges gewesen sein, denn es war das einzigemal, daß sie das Kind mir in Obhut gab. Ich hatte strenge Weisungen, hatte Unterricht für alle Fälle. Aber ich nahm ein Buch und sagte zum kaum einjährigen Knäblein: „Das brauchen wir alles nicht, wir sind ein junger Mann, ein noch recht junger, aber immerhin einer, der's mit dem Vater hält und nicht kindisch ist. Was meinst Du zur französischen Revolution? Siehst Du, das ist er, dieser wilde Robespierre."

Abgelehnt. Mit einem flinken Hiebe seines Aermchens schlug mir der Kleine die ganze französische Revolution sammt

all ihrer Gewalt aus der Hand. Nach dieser That verlangte er Milch.

„Ich wollte Dir doch rathen, mein Sohn, Dich einstweilen mit diesen Bilderbüchern zu ergötzen, bis die Magd kommt.“

Ist angenommen. Das rauscht so prächtig, wenn man die Blätter entzweireißt. Dann will er aber doch die Milch.

„Sieh' einmal diese Farben, mein Junge! Nicht wahr, das ist sehr merkwürdig mit der Spectralanalyse. Ich bestimme Dir damit die Materie der Himmelskörper, auch ist es unterhaltsam, durch dieses Prisma die Brechung der Lichtstrahlen zu beobachten. Alles, alles, nur verlange nicht, daß ich Dir die Milch abkoche — denn, offen gesagt —“

Vergebens, er blieb bei seinem Entschlusse — er wolle die Milch.

„Wohlan, Du sollst sie haben. Ich sage Dir nur: gut stehe ich für nichts.“

So setzte ich das Kind auf den Teppich des Fußbodens, begab mich in die Küche und hier begannen die Conflicte. In welchem Topfe ist die Kaffeemilch? In welchem die Kindermilch? Ob sie in der Pfanne gekocht wird, oder in einem Schälchen? Salz? Ich glaube, das kommt nicht dazu. — Ich erinnerte mich zwar dunkel, daß ich darüber Instructionen erhalten hatte, aber das war zur Zeit Karl des Großen, das heißt, ich war zur Stunde vertieft gewesen in die Geschichte der Karolinger und habe dem Vortrage des Weibchens nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Trotzdem kam ich nun mit meiner Aufgabe fast zur Rüste, und es war auch die höchste Zeit, denn ich hörte es durch zwei Thüren, wie der Kleine im Zimmer seiner Ungeduld Ausdruck verlieh. Plötzlich aber wurde er still, so daß ich mein Werk

mit Muße vollenden konnte. Als ich dann aber ins Zimmer trat, sah ich etwas, worüber ich sehr erstaunte.

Will der Herr Erzähler hier vielleicht abzwicken? „Fortsetzung folgt.“ — Denn die Geschichte beginnt interessant zu werden. – Nicht? Wohlan.

Der Knabe saß, als ich ins Zimmer trat, nicht mehr auf dem Fußboden, er war in der Hand eines weltfremden Menschen. Ein Mann in grauen Kleidern, mit blonden, nach rückwärts wallenden Locken und langem lichtfalben Barte, der sehr ungeordnet war, stand mitten im Zimmer. Aus dem gerötheten Gesichte ragte eine ganz gewaltige Nase und über den grauen, sehr buschigen Augenbrauen thürmte sich eine schmale, sehr hohe Stirne. Wenn man das Gesicht suchte, so sah man vor allem diese Nase und diese Stirne, alles andere stak mehr oder weniger in der grauen Wildniß von Haar und Bart.

Dieser Mensch hielt mein Knäblein in den Armen und wiegte es und trillerte dabei mit einer fürchterlich rauhen Stimme — und der Kleine lachte.

Als mich der Fremde durch die Nebenthür kommen sah, rief er: „Ah, da ist er schon. Ich ergötze mich just an Deiner schönen Dichtung.“

„Schön,“ murmelte ich, „aber —“

„Du bist doch der Zither- und Hackbrettmann und das ist Dein Bub'?“

„Allerdings —“

„So grüß' Gott, grüß' Gott allzween. — Hopp, hopp, Kindel, hopp! — Ja, Bursch, spiel' nur zu mit meinem grauen Schopf, wenn Dein Vater einmal einen solchen Bart hat, schlagst Du Dich zu Leuten, die keinen haben. Hopp, hopp!“

Ich muß mit dem Milchtöpfchen sehr ungeschickt dagestanden sein, denn der Fremde lachte, und sein Lachen war

wie das Niedergehen einer Berglawine. Der Mann sah überhaupt fast so aus, wie man den Kindern die Berggeister beschreibt.

„Der Große fürchtet sich vor mir, der Kleine nicht," sagte er nun und wollte den Knaben wieder auf seinen Platz stellen. Dieser hielt sich aber mit beiden Händchen an seinen falben Bartsträhnen fest, was mich höchlich wunderte, denn Fremden war er sonst nicht zugethan.

„Er kennt mich," schmunzelte der Alte, in dem eine seltsame Lustigkeit war, mir zu, „Du kennst mich nicht und ich bin doch Einer von Deinem Handwerk. Schau mich an, Steirer, wie ich dastehe. Nun? – Der Franzel! — Der Piesenhamer Franzel!"

„Stelzhamer?" rief ich aus.

„Siehst Du, daß Du mich kennst!"

„Ich habe ja erst gestern Ihre Königin Noth gelesen!"

„Königin Routh," sagte er, „sie ist lange Zeit meine Frau gewesen. Ich hätte mit ihr schon bald die goldene Hochzeit halten können, aber der Franzel hat sie umgebracht — — ertränkt im Wein. Nachher hab' ich mir eine Andere genommen – ein ganz wahrhaftiges Mädel — als Bursch von dreiundsechzig Jahren. Zu spat, meinst? Ich sag' Dir aber, daß ich heute daheim einen Buben hab', wie Du da, und ein Dirndl dazu! Freilich, mein Freund, hätt' ich die gut' Sach früher haben können und Du bist gescheiter, Du hast Dir jungheit ein warmes Nest gebaut. Ich wünsch' Dir's."

Jetzt erst hatte er den Kleinen von sich gebracht und mir seine beiden, knochigen Hände hergehalten. Und so habe ich Franz Stelzhamer das erstemal gesehen. Es war zu Graz im Jahre 1874.

Daß er — wie es schon so oft seine Art war — gleich mit dem „Du“ angefangen, hat uns viel Zeit erspart. Er mußte geahnt haben, daß die seine nur mehr kurz gemessen war. —

„Hast nichts dagegen, junger Kamerad, so bleibe ich heute bei Dir da,“ sagte er.

Ich bedauerte, daß meine Frau nicht zu Hause wäre, da fuhr er mich an, er wäre nicht zu meiner Frau, er wäre zu mir gekommen, und nun möge ich trachten, daß der Kleine endlich zu seiner Milch käme. Jetzt stellte es sich bald heraus, daß die Milch einen bösen Beigeschmack hatte; es war leider die Speckpfanne gewesen, in der ich sie aufgekocht. Und war es Thatsache, daß wir beiden Dichter, der alte wie der jüngere, jetzt in die Küche gingen und dem Geheimnisse nachforschten, wie man Kindermilch aufkocht.

Glücklicherweise wurden wir durch das heimkehrende Weibchen abgelöst und wir zogen uns in die Stube zurück, wo er mir von seiner in Henndorf lebenden Familie erzählte, und zwar mit einer Wärme für Weib und Kind und für das kleine Heim, die ich dem alten Vagabunden nicht zugetraut hätte.

Er erzählte von seinem so späten Freien: „Packt mich gäh was Menschliches, lauf' ich schnurgerade hin zu ihr — gekannt habe ich sie schon lange: Dirndl, ich möchte Dich heiraten. Willst mich? Acht Täg Bedenkzeit. — Sie braucht keine Bedenkzeit, sie fällt mir um den Hals. Brav, sage ich, sollst sehen, was der Franzel noch werth ist. — Bei der Trauung nur kurz machen, habe ich zum Pfarrer gesagt, der Piesenhamer steht nicht mehr auf seinen ersten Füßen. Hat aber doch seine Bandelei gehabt, so daß ich dem Küster wink', er sollt' mir einen Sessel rücken. Gut bin ich gesessen, und

jetzt, Pfarrer, hab' ich mir gedacht, kann's dauern, so lang's will. Und hernach daheim beim Weibel, da — aber Du, ich muß aufhören, sonst luig ich Dich an! Bin ein Fabelhans. Wenn ich für den Augenblick Rede stehen muß, sage ich die Wahrheit; wer mir fünf Minuten Zeit laßt, den fable ich an. — Was hat mein Vater vor fünfzig Jahren gesagt? Alle Untugenden hat er — sagt mein Vater über mich — rauchen, trinken, umflankiren thut er, aber luigen thut er nicht. — Jetzt, jetzt luigt er auch," setzte der alte Volksdichter leise hinzu. „Und weißt Du, wo ich das Ding gelernt hab'? Bei der heiligen Beicht. Als Student dahier zu Graz, woher mich mein Vater gegeben, daß sie aus dem mißrathenen Franzel einen geistlichen Herrn machen sollten. Wenn ich bei meinem Beichten allemal die Wahrheit hätte sagen wollen — nicht einmal wäre ich losgesprochen worden. Nachher bin ich Dichter worden, und ein Dichter, der nicht luigt, verdient das Salz in der Suppe nicht."

Man hätte den Alten hören müssen, wie ausdrucksvoll, leidenschaftlich er alles sagte. Weil er sah, daß ich ihm andächtig zuhörte, so fuhr er fort.

„Unser sind Zwei!" rief er und klopfte mit dem Zeigefinger auf seine breite Brust. „Da ist fürs Erste der studirte Stelzhamer, der alte Grübler und Spintisirer, der dem Herrgott das Material für die Weltschöpfung klafterweise verrechnet; und da ist fürs Zweite der Franzel, der kecklustige Piesenhamer Franzel, dem die Ob-der-Ennser das Mosthäfen schon von weitem entgegenrecken: Komm', Franzel, setz' Dich zu uns, luig uns was vor! — Den studirten Stelzhamer haben sie im vorigen Jahr brav jubelirt zu Linz und Wien, aber der Franzel ist am liebsten im Innviertel verblieben oder bei den Hausruckviertler Bauern im Wirthshaus ge-

sessen, wo ich ihnen erst letztlich vom Thalhamer Toni (ich glaube, so hieß Stelzhamer den Mann) erzählt hab'. — Ja wohl, Kamerad, der Thalhamer Toni ist einmal auf der Straßen seiner Herzliebsten begegnet, die mit einem Andern geht, mit einem Bräutigam, der auswendig weit schöner und reicher ist, als der arme Thalhamer Bursch! Da ist dem Toni bang worden bis zum Versterben; ein Bauer fährt mit ein Paar Ochsen daher, den bittet der Toni, er möchte ihn auf den Wagen sitzen lassen, er wäre marterkrank. Gern, Toni, sagt der Bauer, setz' Dich auf, wie Du willst. Aber wie der Toni auf dem Wagen ist gesessen, da haben die Ochsen nicht mehr weiter können und die Räder haben laut geächzt. Was ist denn das? sagt der Bauer. Ich glaub's ich glaub's, sagt der Toni bei sich — mein schwares Herz."

Als Stelzhamer so sprach, da trat die Kraft der Poesie aus ihm hervor, er sprach's in der Innviertler Mundart, sprach's mit der Glut des Herzens, und sein Vortrag war von dramatischer Wirkung. — Erdichtet war's, was ich da zu hören bekam, und doch mußte ich, wie einst sein Vater sagen: Luigen thut er nicht. — Es war herrlich, den Alten mit dem schönen, ausdrucksvollen Greisenhaupte in der Begeisterung zu sehen, ein ursprünglicher, ein Kernmensch — jeder Zoll an ihm Poet.

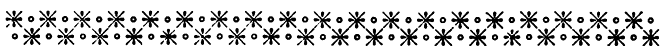
Er blieb bei mir bis in den späten Abend hinein, ich habe ihn sehr lieb gewonnen und bin nachher mit ihm in schriftlichem Verkehr geblieben. Es war einer der interessantesten Menschen, denen ich begegnet bin. Sein armes, tolles, heimatloses Leben war tief und reich, und er ist trotzdem ein altes Kind gewesen. Sein Leben lang hat er die Bauernjoppe getragen, und selbst, als diese schon zerrissen war, hat er sie nicht gegen den Stadtrock vertauscht. Er hätte es können, er

hat vor Fürsten seine Lieder gesungen; er, ein Stelzhamer allein konnte sich in der Bauernschänke verweilen und darüber der gnädigen Einladung des Königs von Bayern vergessen. Von den Heutigen kann das Keiner. — Und seine Lieder sind, wie ihr Sänger war. Wer wird denn diesen wunderlichen Mann beschreiben?

Ich habe Stelzhamer an jenem Tage, da er ins Zimmer tretend, meinen schreienden Knaben aufnahm und wiegte, das erste- und letztemal gesehen. Der Hochzeitsbitter und der Todtengräber sind zwei Brüder. Den Mann, der damals als junger Gatte und Vater bei mir war — ihn haben sie etliche Monate später auf dem Kirchhof zu Henndorf bei Salzburg als zweiundsiebzigjährigen Greis begraben.

„Und gut so," hatte damals Einer gesagt, „wer unsterblich sein will, der darf nicht leben."







Berthold Auerbach.

I.

Es giebt Menschen, die Jedem, dem sie auf der Welt und wenn auch nur flüchtig begegnen, etwas Gutes erweisen, sei es durch eine freundliche That, sei es auch nur durch ein tiefes, edles Wort, das fruchtend nachwirkt und nimmer vergessen wird.

Ein solcher Mensch war Berthold Auerbach. Ich rede nicht von den ungezählten Lesern, die sich an seinen Werken erquickt und erbaut haben, nicht von dem deutschen Volke, dem er in seinen Schriften ein großes, theilweise unvergängliches Gut gegeben hat. Ich denke an solche, die den Dichter persönlich kannten und mit denen er verkehrte. — Zu diesen — ich sage es nicht aus Selbstgefälligkeit, ich sage es aus Freude — gehöre auch ich. Und so bin ich vielleicht in der Lage, eine wenn auch noch so flüchtige Skizze von seiner Persönlichkeit zu bieten. Leider muß ich dabei wieder mich selbst etwas mehr in den Vordergrund stellen, als mir lieb ist, doch der Gegenstand verlangt es und die Leser entschuldigen es.

Zwischen Graz und Berlin ist ein weiter Weg und zwischen meiner und Auerbach's Schöpferseele ist vielleicht

ein noch weiterer. Und doch sind wir zusammengekommen. Einmal — da war ich aber noch kindisch — that ich, was Manche thun, die sich neben einen bedeutenden Geist nicht stellen können — sie stellen sich über ihn. Auerbach schuf und ich war sein Recensent. Das war damals, als er die Fortsetzung einiger seiner Dorfgeschichten unter dem Titel: „Nach dreißig Jahren" herausgab. Nahm ich denn auch meine bedauernde und mitleidige Miene an darüber, daß die neuen Geschichten lange nicht an die alten reichten, daß die Gestaltungskraft von den Reflexionen viel zu sehr überwogen werde, daß die Auerbach'schen Bauern verkleidete Spinozisten seien, und daß der Dichter seit dreißig Jahren eben alt geworden wäre; nichtsdestoweniger war, als ich diese großen Aussprüche hingeschrieben und drucken lassen hatte, meine Verehrung die alte und ehrliche. Aber so ist es ja, wenn man sich in den Strom der Tagesmeinung hineinwagt, wie das der Herausgeber einer Zeitschrift („Heimgarten") thun muß, so kann man nicht gewichtig oder behendig genug sein, um nicht dann und wann wenigstens auf kleine Strecken mitgerissen zu werden. Auf jeden Fall habe ich die Genugthuung, einmal über Berthold Auerbach gestanden zu sein.

Ein paar Jahre später machte ich eine Reise nach Deutschland, um den Leuten, die es hören wollten, lustige Schnurren in steierischer Mundart vorzulesen. Ich hatte nicht die Absicht, dort die hohen Herren des Schriftthums zu besuchen, denn ich fürchtete mich vor ihrer Weisheit; ich hatte gehört, daß die Berliner Herren so unmenschlich gelehrt und gescheit und vornehm wären. Man sagte mir zwar in Berlin, Karl Frenzel, Paul Lindau, Berthold Auerbach, Robert Schweichel, Friedrich Spielhagen, Julius Rodenberg, Fritz Mauthner und Oskar Blumenthal würden dem steierischen Poeten nicht die

Thür weisen. Und in der That nein! Ich besuchte Mehrere: Am ersten Tage Bekannte, am zweiten Freunde.

Berthold Auerbach wohnte in der Hohenzollernstraße. Ich gab in seiner Wohnung meine Karte ab und wartete auf den Bescheid. Bald hörte ich von innen durch die halboffene Thür laut sagen: „Wir kennen uns schon, wir kennen uns schon! Aber begierig bin ich doch, wie er aussieht."

Als ich eintrat, stand er schon an der Thür, der gut untersetzte, breitschulterige Mann mit dem großen Haupte, dem halbkurzgeschnittenen, grauenden, welligen Haar und Vollbart, und mit den großen, muntern Augen. In schlichtem Hauskleide — ich erinnere mich noch an die graue Blouse mit, ich glaube sogar, grünen Aufschlägen — stand er da und breitete die Arme aus. Er verbarg seine Ueberraschung nicht, als er mich sah. „Sie schauen ja aus wie ein Dorfcaplan!" rief er, „ich habe mir Sie als einen starken, derben, großbärtigen Aelpler gedacht. Sie sind noch gar jung, Gott zum Gruß!"

Mit beiden Händen schüttelte er die meinen, dann führte er mich zu seinem Tische. Nun stand ich vor dem Manne, den ich so oft im Geiste gegrüßt hatte, gegrüßt im steierischen Walde, wenn ich seinen „Ivo den Hajrle" las, oder das „Barfüßele", oder das „Edelweiß", oder den großen Roman „Auf der Höhe", und wenn ich meiner Bewunderung und Liebe für den Dichter kein Ende wußte.

„Und was sagen Sie zu mir?" rief er nun und stellte sich wieder in seiner ganzen Behäbigkeit vor mich hin, „bin ich so, wie Sie mich gedacht haben?"

„Fast," sagte ich, „nur jünger, frischer, nicht wie Einer, der — der in der Stadt Berlin lebt, sondern —"

„Nun?"

„Sondern im Bergwald oben, bei den Bauern und Jägern.“

„Etwa so wie ein Förster, nicht wahr? Sehen Sie, lieber R., ich meine, Förster sind wir Dichter alle, Förster und Heger im großen Menschenwalde.“

„Nur kann es Einem so ergehen, wie dem Erbförster von Otto Ludwig,“ entgegnete ich, „der wollte den Wald schützen, aber der Waldherr sagte, es wird gerodet!“

„Ich verstehe,“ sagte Auerbach, „und ich glaube, bei Euch in Oesterreich wird jetzt auch gerodet!“

Es war im Jahre der bosnischen Occupation, bei der viele Menschen zugrunde gingen.

„Ja, lieber R.!“ sagte Auerbach und faßte meine Hand, „nun sind wir zwei auch zusammengekommen. Ich bin schon seit Jahren mit Ihnen gewesen, Sie haben einen guten Lebenslauf. Der Weg, der vom Wald in die Stadt führt, ist für den Dichter der beste Weg, weil an demselben die größten Freuden und Schmerzen der Menschheit stehen.“

„Wunderlich ist's mir aber,“ entgegnete ich, „daß ich von der Stadt nichts gelernt und vom Walde nichts vergessen habe.“

„Nichts gelernt!“ sagte er, „nein, lieber Freund, daß Sie schreiben gelernt haben, das weiß ich, ob Sie auch lesen gelernt haben, davon werde ich mich heute Abends überzeugen.“

Also er wollte zu meiner Vorlesung kommen.

„Ich habe mir einen guten Platz besorgt und werde Sie verstehen,“ sagte er, „ich bin auch in Steiermark gewesen und habe das Land durchwandert. Ich kann Ihnen Stellen in meinen Büchern zeigen, die sich darauf beziehen. Es ist ein schönes Land und ein deutsches Land! Mir hat einmal ein

alter Pfarrer im Schwarzwald gesagt: Deutschland ist wie eine Pyramide, der oberste Theil, die Spitze, das ist Berlin; der breite Grund, den man nicht weithin sieht, aber auf dem alles ruht, das ist das Volk von Alemannien bis Steiermark. Auch die deutsche Kunst und Poesie und Weltanschauung, habe ich darauf dem Pfarrer geantwortet, fußt in ihrer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit in unserem Süden; gegen Norden hin spitzt sich das alles zu, wird feiner und schärfer, klüger und kälter. Ich gehe noch weiter und sage: Süddeutschland ist unsere Kindheit und Jugend, Norddeutschland unsere Männlichkeit und unser Alter. Ist es nicht so? Ich muß häufig nach Süden ziehen, um mir Jugend zu holen, ich brauche sie gerade jetzt für meinen „Forstmeister", an dem ich eben arbeite."

So plauderte er, sein Wesen hatte eine seltsame Anziehung auf mich, seine Worte schienen so schlicht und absichtslos gesprochen und waren voll Seele und Geist.

Als ich seine Wohnung hinter mir hatte, konnte ich mir sagen: Seine Werke lügen nicht, sie harmoniren mit seiner Person.

Wenn ich am Vorlesetisch sitze, so sehe ich das Publicum, aber sonst nichts. Den Einzelnen sehe ich nicht, und das ist gut, denn jeder Einzelne kann störend auf den der Ganzheit gewidmeten Vortrag wirken. Diesmal war's anders, in der ersten Reihe saß Berthold Auerbach, ich sah ihn augenblicklich, er nickte mir freundlich zu wie einem alten Bekannten.

Ich las mit Lust, und die Wärme des Publicums wirkte auf mich zurück. Nach dem Schlusse meines Programmes, während im Saale der Beifall andauerte, kam Auerbach in mein Cabinet, verlangte, daß ich noch was dazugebe und führte mich nochmals vor die Menge.

Warum soll ich's verhehlen, ich war erfreut, dem berühmten Volksdichter mit meinen steierischen Geschichten, Schwänken und Liedern Interesse eingeflößt zu haben. Zum Abschied sagte er: „Ja, wir gehören zusammen und werden uns nicht mehr fremd."

Am nächsten Morgen kam eine Karte, mittelst welcher mich Auerbach einlud, den Abend mit ihm in seiner Familie zuzubringen. „Ist's recht so?" war der Schluß seiner Einladung.

Es war mir recht so, ich habe in seinem Hause einen mir unvergeßlichen Abend zugebracht. Er, der gemüthliche Hausherr, der durch seine Natürlichkeit und heitere Schlichtheit den Platz neben ihm so behaglich machte, die regsame Hausfrau, die erwachsene Tochter in Lieblichkeit der Jugend, und ich — so saßen wir bei Tisch und bei Humor. Wir sprachen über seine Werke, und er, den die ganze deutsche Nation verehrt, der sich in der Literaturgeschichte sein ewiges Denkmal gesichert hat, er war dankbar für jedes Lob des Einzelnen und nahm es mit freudestrahlendem Gesichte hin. So wie seine Werke voll Zuversicht und idealer Gläubigkeit sind, in denen sich die ganze Hochherzigkeit eines ganzen Menschen offenbart, so beherrschte auch das warme Dichterherz sein Leben, seine Persönlichkeit, und es war, wie einer seiner Biographen trefflich sagte: er liebte es so sehr, geliebt zu sein.

Nach dem Nachtmahle brachte er ein Manuscript und las mir die ersten Capitel des „Forstmeisters" vor, so weit dieses Werk zur Zeit fertig war. Er las nicht schlecht. Sein Auge leuchtete, helle Begeisterung war in seinem Wesen und ich mußte mir gestehen, daß sich jener Recensent geirrt hatte. Mein böses Gewissen ließ mir keine Ruhe, und als die

Handschrift erschöpft war und ich um mein Urtheil befragt wurde, kam mein Geständniß, daß ich ihn einmal in einer meiner schwachen Stunden des geistigen Alterns geziehen hätte.

„Ich weiß es, lieber R.,“ sagte Auerbach und klopfte mir auf die Achsel, „ich weiß es. Sie haben es den Recensenten nachgesprochen, und die Herren haben es mir nachgesprochen. Daß ich alt werde, muß ich wohl gestehen, aber ich sage, daß auch die Leserwelt nicht mehr so jung ist, als zur Zeit, da ich meine ersten Dorfgeschichten veröffentlicht habe. Damals war ich neu, heute bin ich ein Nachahmer von — Auerbach. Das geht jedem eigenartigen Talente so — es wird sein eigener Widersacher. Ja, wenn jedes neue Werk auch seine neuen oder wenigstens jungen Leser hätte!“

Auerbach war eigentlich keine moderne Natur, er war kein Anhänger der atheistischen Secte, die ihren Cultus mit dem Unglauben treibt, kein Anhänger des Scepticismus und der Pessimisten, die sich nur in dem Gedanken, unglücklich zu sein, wohl fühlen können. Er durchgeistigte seine Gestalten mit einer schicksalumfassenden, versöhnenden Philosophie, und seines Philosophen welterlösenden Ideen gab er durch poetische Gestalten die Wesenheit.

Ich konnte ihm solches Lob allerdings nicht ins Gesicht sagen, weil ich an seinem Tische soupirt hatte, im Gegentheile fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß die späteren Capitel des „Forstmeisters“ gewiß noch besser sein würden, als die gelesenen, die ihren Zweck, auf das Weitere gespannt zu machen, auch erreichten.

Erst gegen Mitternacht verabschiedete ich mich — wie ich damals glaubte, für einige Jahre, wie ich nun weiß — für immer.

„Jetzt segne ich Sie," sagte er und küßte mich auf die Stirne, „und jetzt, lieber R., gebe ich Ihnen noch ein gutes Wort mit: bleiben Sie tapfer."

Ich war zwar undankbarerweise ein wenig geneigt, einen guten Theil dieses herzlichen Aufgenommenseins auf die übliche Weltmannsart zu schieben, obwohl ich mir sagen mußte, daß mir alles den Eindruck der Ehrlichkeit gemacht hatte. Wie angenehm war ich daher bei meiner Rückkehr nach Graz bewegt, ein Schreiben Auerbach's zu finden, in welchem es heißt:

„Ja, lieber R., seit lange hat mich nichts so gefreut, wie die persönliche Begegnung mit Ihnen. Die Wahrhaftigkeit ist es, die uns verbindet. — Wie gern möchte ich Ihnen zeigen, daß ich zu Ihnen stehe! Wir haben die gleiche Arbeit und das gleiche Ziel."

II.

Wenn von einem Dichter aus vergangener oder halbvergangener Zeit die Rede ist, so kann man oft hören: Der ist abgethan! oder: Der hat sich überlebt! Und man sagt das nicht etwa im Tone des Bedauerns, als vielmehr in einer Art von Genugthuung und Befriedigung, in einer gewissen Gereiztheit gegen den, der abgethan ist, der sich überlebt hat. Die Welt ist undankbar, aber gegen Niemanden ist sie undankbarer, als gegen ihre Dichter. Ich spreche hier nur von der Würdigung oder Entwürdigung ihrer Werke und ich spreche nicht von den Ausnahmen, sondern von der Regel.

Einmal hörte ich eine Dame folgende Worte sagen: „Ach, der N. N. war mein Lieblingsdichter, wie habe ich ihn verehrt, vergöttert! Ich konnte nichts lesen, als nur ihn. Aber seit er sein neuestes Buch geschrieben hat, mag ich ihn nicht mehr. Ich will nichts mehr von ihm hören, er ist mir

unausstehlich geworden." — Und was war denn enthalten im „neuesten Buche"? In einer Humoreske behandelt der Dichter satirisch die falschen Haare der Frauen, und — o weh! — die betreffende Dame trug einen Chignon. — So geht's. Und so ist es nicht bloß bei Frauen, sondern auch bei Männern, bei Coterien und Parteien — so lange ein Schriftsteller in ihrem Sinne, nach ihren Passionen schreibt, ist er groß; sobald er einmal widerhaarig ist und sie bürstet, wird die Verehrung, die Liebe für ihn zum Hasse. Alles ist vergessen, was er ihnen früher gewesen, es ist vergessen, wie er sie unterhalten, ergötzt, belehrt, erbaut hat, wie er sie wahrhaft gefördert hat an Geist und Gemüth, und sachte wird die Neigung wach, von ihm Ungutes zu reden, ihm zu schaden, ihn abzuthun.

Zu bedauern ist daher ein Dichter, der seine Karte auf die Gunst der Menge setzt, der dem Geschmack der Menge huldigt und der sein Glück von dem Beifall der großen Masse abhängig sein läßt. Er wird bitter enttäuscht werden.

Heute noch auf hohen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen.

Der echte Poet dichtet, als ob es keine Leser gebe und keinen Lorbeer auf Erden, und auch keine Dornen und kein Darben! er dichtet, weil er muß, für sich selbst, ohne an Erfolg zu denken, ohne Absicht, auf die Menge zu wirken. Die Odyssee, das Nibelungenlied ist gedichtet worden, als die Presse noch nicht erfunden war. Wer sie gedichtet, die losen Sagen in eine Gestalt gebracht, der erfüllte damit ein Verlangen seiner Natur, und heute ist der Dichter mythischer als das Gedicht. An Ruhm hat er nicht gedacht, und hat er ihn nun, so nützt er ihm nichts. Der Dichter hat sein Theil dahin, hat sein Gedicht gelebt, geschaffen, genossen; daß auch Andere

daran Antheil nehmen, ist Zufall, und ein recht windiger Zufall. Für den Dichter giebt es nur zwei vernünftige Gründe, sein fertiggewordenes Werk durch Vortrag oder Presse oder Bühne der Welt zugänglich zu machen: erstens die wohlwollende Absicht, auch andere des Genusses theilhaftig zu machen, dessen er an dem Werke sich selbst erfreute; zweitens um durch ein mit der Veröffentlichung erzieltes Einkommen sein Leben zu fristen. Wer es aus dem dritten Grunde thut, um Ehre und Ruhm einzuheimsen, der speculirt schlecht. Ja gewiß, er kann mit Ehre überschüttet werden, er kann in der weiten Welt berühmt sein — aber auf wie lange? In wenigen Jahrzehnten ist zumeist alles verrauscht, und der Vergessene ist dann um so unglücklicher, je mehr er früher in dem Genusse des Beifalles und Ruhmes geschwelgt hat. Denn wie er sich früher viel zu sehr gejagt hat nach guter Nachrede, so kümmert er sich nun viel zu sehr um die schlechte; er hat seine Ruhe, sein Heil auf den Wankelmuth der Leute gebaut und ist verloren.

Aber solches vor Augen müßte der Dichter ja Menschenfeind werden! Warum? Die Leute sind wie sie sind, und er gehört auch dazu. Er selbst macht's gelegentlich gerade so.

Wenn ich meine eigene Erinnerung frage: Recht viele Dichter weiß ich, die in meiner Jugend noch in weitesten Schichten mit Begeisterung gepflegt wurden, jetzt aber „abgethan" sind, darunter Namen, wie Walter Scott, Jean Paul, Heinrich Heine, Berthold Auerbach.

Bei letzterem will ich mich noch aufhalten. Berthold Auerbach ist ein Geist, der in den Vierziger-, Fünfziger- und, Sechzigerjahren im deutschen Volke, ja selbst in fremden Culturvölkern, sehr Wesentliches gewirkt hat. Heute sagt man, in seinen Dorfgeschichten wären lauter unwahre, idealisirte,

spinozistische Bauern, und glaubt ihn damit zu richten. Ja, weiß man denn nicht, daß jede Zeit nur solche Dichter trägt, die sie brauchen kann, die ihr nothwendig sind! Wie hätte sich denn der Uebergang vom romantisch angehauchten Idealismus des philosophischen Jahrhunderts der Humanistenzeit zum Realismus unserer Tage vollziehen sollen, als durch Dichter, die mit dem einen Fuße noch dort, mit dem anderen schon hier standen? Und betrachtet man das unvertilgbare Bedürfniß der Volksseele, in der Literatur höhere Bereiche als die des Alltagslebens zu finden, bedeutendere Menschen mit seltener Thatkraft, sei es zum Guten oder Schlechten, hochgemuthe, opferfähige Herzen — so wird man begreifen, daß auch Auerbach seine Sendung hatte und erfüllte, ja, daß man ihm selbst die Berechtigung auf die Gegenwart nicht abstreiten kann.

Auerbach war jedoch kein naiver, sondern ein Tendenzdichter, er wollte nicht allein ästhetisch wirken, sondern vielmehr lehrhaft, und er hat mit seinen außerordentlich verbreiteten Schriften viel Gutes gestiftet, er hat Zucht und deutsche Sitte gepredigt, er hat die Humanität gefeiert, er war Miterwecker des deutschen Patriotismus. Sein immer wiederkehrendes Sehnen und Rufen nach einem einigen Deutschland sind echte Herztöne und seine kindliche Menschengläubigkeit, hat zum mindesten nichts verdorben.

Man ist heute geneigt zu sagen, bei Auerbach sei alles gemacht, berechnet, und seine Natur sei eine ganz andere gewesen, als die von ihm zur Schau getragene.

Wer in dieser Sache Wahrheit haben will, der lese Berthold Auerbach's Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. (Frankfurt 1884.) Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren (1830 bis 1882), sind reine

Privatbriefe, in welchen sich der Dichter vollkommen offenherzig giebt mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern. Zu seinen Vorzügen gehört das unverwüstliche Wohlwollen, das Auerbach allen Menschen, auch seinen Gegnern entgegenbrachte. Hunderte von Personen führt er in den Briefen vor, an jeder weiß er die beste Seite zu beleuchten, so daß man glauben könnte, es giebt nur lauter gute, edle, weise, hochbedeutende Menschen auf der Welt. Und wo er tadeln, rügen, sich wehren muß, da thut er es in jener vornehmen Weise, die in unserer mit Zaunstecken polemisirenden Zeit kaum mehr verständlich ist. Wenn ihm manchmal gegen Jemanden ein strengeres, tadelndes Wort entfuhr, so war schon am nächsten Tage sein Bestreben, es wieder zu verwischen; vor dem Unrechtthun fürchtete er sich noch mehr, als vor dem Unrechtleiden. Er wollte gute Kameradschaft mit aller Welt, verstand es aber, jeden anderen nach dessen Eignung, Artung und Standpunkt voll gelten zu lassen, auch wenn es seiner Natur nicht immer entsprach. Als Auerbach's größte Schwäche bezeichne ich unbedenklich seine persönliche Eitelkeit. Er weiß es, daß man ihn für eitel hält, verwahrt sich dagegen, aber ich kann ihm nicht helfen, er ist es doch. Allein diese Eitelkeit ist eine so harmlose, kindliche, treuherzige, daß sie manchmal eher anmuthet, als abstößt. Und sie entspringt seiner Menschenachtung. Er war für sich sehr zaghaft, er war keiner jener Stolzen, die wohl wissen, was sie bedeuten, die aber den Beifall der Menschen verschmähen. Er hatte die Leute so lieb, daß er ohne Gegenliebe nicht leben konnte, daß er jeden Tag das Bedürfniß hatte, von irgend einem Menschen irgend ein Lob einzuheimsen. Und wie dankbar war er für jede Auszeichnung, wie glückselig machte es ihn, wenn man ihm eines seiner Bücher pries, ihm ein Ständchen brachte,

wenn er unter dem Volke als der Auerbach erkannt und bestaunt wurde! Und wie zugänglich war er andererseits wieder für Rathschläge, Aenderungsvorschläge, seine Werke betreffend! Er war eine weiche, biegsame, liebesdurstige Natur. Auerbach hat Auszeichnungen erfahren, wie selten ein deutscher Dichter. Zahllos waren die Widmungen aller Art, die von allen Ständen ihm gemacht wurden. Man benannte Plätze, Bergeshöhen, Bäume nach seinem Namen, man veranstaltete ihm Feste, Bankette, wohin er kam. Die Berliner Arbeiterstände umjubelten seine Reden, während die Minister und Fürsten ihn zu Tische luden. In mehreren deutschen Höfen war er wie ein Hausfreund gehalten, am Berliner Hof wurde er besonders ausgezeichnet, von vielen regierenden Fürsten mit Orden geschmückt. Seine Werke wurden übersetzt in das Englische, Französische, Italienische, Ungarische u. s. w. In Holland gab es Wandkalender mit dem Bilde Auerbach's, unzählige Bilder und Büsten wurden von ihm gemacht, ja in einem Wachsfigurencabinet stand er lebensgroß in Wachs geformt neben Bismarck und Napoleon. Und über solche Popularität schrieb er dann an seinen Freund: Lieber Jakob! Ich bin doch glücklich, ich lebe nicht umsonst, ich meine, ich hätte nie mehr das Recht, unzufrieden zu sein, da ich solches erfahre.

So unbefriedigt Auerbach oft mit seinen Werken war, und er gestand das stets offen, so hatte er doch manchmal Träume von seiner literarischen Nachhaltigkeit im deutschen Volke für künftige Zeiten. Zehn Jahre ist er nun todt und es ist gut, daß er nicht mehr sehen kann, welche Richtungen der deutsche Geist literarisch und ethisch nimmt und was aus seinem Andenken geworden. Das geht rasch. Berthold Auerbach, der den Zeitgenossen seiner Dorfgeschichten als lite-

rarischer Revolutionär, als ein Plebsdichter erschien, wird von dem heutigen Realisten, Materialisten und Naturalisten als romantischer „Idyllenhäusler“ — belächelt.

Aber sein Todtenlied ist noch nicht gepfiffen. Ein Mann, der je einmal seinem Volke etwas bedeutet hat, der ist und bleibt ein Baustein in dem Gebäude dieses Volkes; wenn man ihn auch nicht mehr sieht, er ist da, und nicht zu beseitigen, und wer ihn ausbrechen wollte, weil er nicht die weithinleuchtende Giebelrose, sondern bloß ein verborgenliegender Grundstein ist, der würde dem stattlichen Hause keinen guten Dienst leisten.

Verschiedene Aussprüche, die mir in seinen Briefen besonders aufgefallen sind, die seine Art zu denken und zu empfinden bezeichnen und die auch für sich allein recht gut verständlich sind, will ich hier anmerken. Also sagte er unter der Klage, daß er, auf dem Höhepunkt seiner Individualität stehend, nichts mehr an sich ändern könne, zu Jakob: Ich habe vielleicht unrecht, aber Du weißt, ich habe mich sehr gern, und hätte ich das nicht, so wäre ich schon längst total zugrunde gegangen. — Wenn ich nur das machen könnte, was mir im Geiste ruht, ich meine: die Naturwahrheit stilisiren, die Realistik folgerichtig in reine Kunsthaltung bringen. — Ich erfahre, daß meine beherrschende Kraft in der Ausführung nicht fest genug ist, jedes Werk wird mir unter der Feder größtentheils ein anderes, als ich anfangs gewollt. Mir fehlt es in meinem Schaffen wie in meinem Leben an strenger Methode. — Mir ist nie im Leben etwas ganz gelungen, im Schaffen nicht und im Sein nicht. — Ich war oft glücklich oder unglücklich, aber nie zufrieden. Ich bin nie so heuchlerisch gewesen, daß ich mir und Anderen eingeredet hätte, Lob und Tadel wäre mir gleichgiltig. — Eben weil ich oft

so verzagt bin, an mir selber rüttle, bedarf ich eines ermunternden Zurufes von außen. Und warum soll ich der Wirkung meiner Werke nicht nachgehen? Jeder Schütze sieht an der Scheibe nach, ob sein Schuß getroffen. Mir fehlt es an der Klugheit, die auch Tugend ist, so gut wie Güte. — Sich feindselig von den Menschen abwenden heißt, sich besiegen lassen. Wer bist Du denn, der Du der Beste sein willst, um ein Menschenfeind sein zu dürfen?

Das klingt liebenswürdig, bescheiden, und erklärt seine Eitelkeit auf das menschlichste.

Rührend ist mir sein Geständniß, mit welcher Glücksempfindung er schuf. Während der Arbeit stand es in ihm fest: das wird gut; das wird bedeutsam; das kann ein großes Werk werden. Der Optimismus trug ihn manchmal empor über die Wolken. War das Werk fertig, kamen die Kritiken, dann kam auch die Abkühlung, er fand den Tadel sehr oft für gerechtfertigt und hielt nicht viel auf sein Werk, bis es die Begeisterung des Volkes wieder emporhob. In verschiedenen Lebensepochen versuchte er es mit dem Drama, und wiederholt mußte er schwere Enttäuschungen erleben, bis er zur endgiltigen Ueberzeugung kam, daß dramatisirendes Talent ihm versagt war. — So sind die Dichter, und nur ein Poet versteht solche Bekenntnisse des Poeten im vollsten Maße.

Auerbach war eine pathetische, lehrhafte Natur, und doch erkannte er, daß die meisten Leute von Erhebung und Andacht nichts wissen wollen, daß sie den Dichter nur nach ästhetischem Schulmeisterstabe beurtheilen, oder nach dem, wie er den Philister unterhält. „Die Welt,“ so rief er trotz seiner außerordentlichen Erfolge einmal aus, „thut immer so schön und entzückt, aber sie läßt mich verdorren wie jeden Poeten.“

In mehrfacher Hinsicht interessant war sein Verhältniß zum preußischen Hofe, über welches hier ein bezeichnendes Schreiben an Jakob vom 26. März 1881 platzfinden mag.

Ich muß Dir von gestern erzählen. Ich lege Dir einen Brief des Großherzogs von Baden bei, den er mir durch einen Lakaien schickte, der auf Antwort wartete. Das ist ganz gegen Hofform, fragen, ob man kommen wolle, und so selbst schreiben. Ich fuhr also vor sieben Uhr nach dem niederländischen Palais, wo der Großherzog wohnt. Er war noch bei Tafel beim Kaiser, kam aber bald. Und nun beglückwünschte ich ihn nochmals zur Verlobung seiner Tochter, und er dankte mir herzlich für den Gratulationsbrief, den ich ihm geschrieben hatte. Natürlich sprachen wir auch viel von dem Ungeheuerlichen, der Ermordung des Kaisers Alexander. Ich sagte, daß die Art, wie die Judenhetze fort und fort inscenirt wird, auch ein Werfen von Dynamitbomben ist. Aber der Großherzog hofft, daß das bald wieder vorüber sei, obgleich er die tiefe Schädigung, die das Volk damit erleide, vollkommen erkenne. Die freie reine Seele des Großherzogs leuchtete immer durch, und er freute sich, mich wieder frischer zu finden als vor drei Wochen, als ich damals bei ihm war. Ich war damals sehr bedrückt, und der Großherzog sagte, er könne mir eine besondere Freude machen, denn er habe veranlaßt, daß meine Volksbücher in allen Schulbibliotheken des badischen Landes angeschafft werden, er hoffe, daß sich das auch in den Nachbarländern und weiter hinaus werde bewirken lassen.

Die Stunde verstrich, und nach seiner lieben, wahrhaft innigen Art, mich als den alten Herrn betrachtend, ging er mit in das Vorzimmer und gab mir einen Lakai mit, der mich durch die bedeckte Halle hinüber in das Palais der

Großherzogin führen sollte. Dort traf ich die Großherzogin, natürlich in Trauer um den russischen Kaiser, und sie dankte mir ebenfalls für meinen Glückwunsch, den ich geschrieben. Sie sagte mir, Sie habe „Brigitta" wieder gelesen, und wenn ich es nicht übel nehme, so müsse sie mir sagen es sei ihr das liebste meiner Bücher. „Ja," sagte sie, „die Brigitta quält sich, daß sie das Gebot: Liebet eure Feinde! nicht erfüllen konnte, und sie erfüllte es doch, denn was man den Feinden gutes Gutes thun kann, das thut sie ja, und das ist doch die Liebe, die verlangt wird, denn die Liebe als Neigung kann man sich nicht gebieten, aber die That."

Ich konnte natürlich in voller Wahrhaftigkeit sagen, wie warm und schön diese Auffassung. Als wir uns eben gesetzt hatten, kam die Kaiserin. Sie erzählte dann der Großherzogin, wie sie mich anno 1845 in Weimar kennen gelernt, und die Großherzogin fügte hinzu: „Und meine Schwiegermutter kannte Sie ja auch gut." Die Kaiserin fragte mich, was ich arbeite; ich sagte, daß ich eine Erzählung schreibe, auf die ich eigentlich nichts Rechtes halte. „Da lassen Sie sie ja nicht drucken," fiel die Großherzogin ein. „Sie sind gewiß Ihr bester Kritiker. Thun Sie das ja nicht! Sie dürfen nichts herausgeben, was man tadeln kann." Ich sagte, daß man immer getadelt werde, und sie entgegnete sehr freundlich: „Dann kann man den Tadel gut ertragen, wenn man weiß, man verdient ihn nicht." Ich legte nun dar, wie tief ich im Gemüth gestört sei durch die Judenhetze; es ist kein Geringes, daß man sich sagen lassen muß, man gehöre nicht zu den Deutschen und sei ohne Vaterland. Das muß ich noch miterleben, der ich bereits sechsundvierzig Jahre nach bester Kraft für das deutsche Volk arbeite und im Patriotismus Niemand nachstehe. — Das wurde mir bestätigt, und die

Großherzogin sagte: „Glauben Sie mir, diese häßliche Sache ist nur in Berlin.“ „Und auch hier ist sie nur vorübergehend,“ fiel die Kaiserin ein. „Berlin treibt über Nacht, man weiß nicht woher, eine Pflanze auf, am anderen Tag ist sie wieder vergangen und hat keine Wurzel. Und Sie sehen ja, die Sache ist eigentlich schon vorüber, aber ganz gewiß im Verschwinden.“ Ich mußte das bestreiten und wiederholte, daß man am Hofe wahrscheinlich von dieser Verwüstung der Gemüther und der Verkehrung alles geraden Sinnes nicht genugsam unterrichtet sei. Die Kaiserin sagte mir: „Wir haben unsere alten Beziehungen zu den alten Freunden — ich sehe von Ihnen ab, denn Sie sind nicht nur ein Freund, sondern auch ein Dichter — immer aufrecht erhalten und werden es auch immer so zeigen.“ Die Kaiserin wiederholte, wie unablässig wohlthätig die Juden sich bewähren, und wie sie selber vor Kurzem das jüdische Altersversorgungshaus besucht habe, wie sie nächstens das jüdische Krankenhaus besuchen wolle, und so solle ich nur ruhig sein, es wird sich alles wieder schön ausgleichen. Die Großherzogin lenkte über und erzählte mir, daß sie und der Großherzog meiner gedachten und, wenn ihnen etwas begegnete, oft sagten: „Da sollte der Auerbach dabei sein, er muß es wissen.“ Sie erzählte mir von einem alten Töpfer in Kandern, den ich kennen lernen müsse, das sei so ein glücklicher und arbeitsamer Mensch, bald achtzig Jahre alt, und er mache jetzt durch die Anstalten des Kunstgewerbes Majolica; sie sagte mir, sie werde mir die Adresse des Mannes aufschreiben. Dann sagte sie: „Da hätten Sie auch dabei sein sollen; aber ich habe mir's für Sie gemerkt. Wir waren in Rippoldsau und frühstückten unter den Tannen. Da waren zwei alte Weiber, die jede Woche zweimal kommen, um Sauer-

wasser zu holen. Man sagte ihnen, daß das der Landesvater und die Landesmutter seien, und sie kamen herbei; sie wurden dann auf unser Zimmer bestellt, und der Großherzog gab ihnen eine Gabe, indem er sagte: „Sie haben doch schwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge." — „Ja," sagte die eine Frau, „aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal unsere Last ablegen. Aber der Regent kann seine Last nie ablegen!" — Da haben wir dann bald gesagt, das ist etwas für Auerbach."

Gerne mischte sich Auerbach manchmal in das sociale und politische Leben, denn das Geschick seines Volkes geht jedem Dichter nahe, und er möchte mitrathen, mitthaten nach bestem Wissen und Können. Allein, da konnte er manchmal hören: Auerbach, davon verstehst Du nichts. Bleibe Du bei Deinen Dorfgeschichten und anderen Dichterwerken und kümmere Du Dich nicht um Politik. — Das waren dieselben Stimmen, die anderen Poeten wieder zurufen: Tretet heraus aus Eueren Idyllen, aus den Geleisen einer vaterlandslosen Aesthetik, dichtet Kampfgesänge, Streitrufe für Euer Volk. — Ein Thor, der auf die Stimmen des Publicums hört, das Publicum weiß selbst nicht, was es will, der Dichter muß es besser wissen, was die Leute wollen, als sie selber.

Unserem Dichter ist es verhängnißvoll geworden, daß er der Menge doch zu viel zuliebe gethan hat. „Ich vermag es nicht," sagte er, „mich von der Welt zurückzuziehen." Dann ist er manchmal wohlrednerisch geworden, wollte es Allen recht thun, und sein literarischer Charakter versandete sich in die tausend Gedanken des Collaborators. Aber selbst, als er diese herausgab, bangte er, daß man ihn damit mißverstehen, ihm Eitelkeit vorwerfen würde, als halte er sich für einen Weltweisen, während es doch nur flüchtige Gedanken wären, die er gebe, und die nicht die Prätension hätten, für so wichtig gehalten werden zu wollen.

Im Ganzen war Berthold Auerbach gerade so eitel, um die Eitelkeit seines eigenen Strebens zu erkennen. Er überhob sich nie. Gegen alle, die ihm nahten, war er wohlwollend; er nützte zahllosen jungen Schriftstellern in Rath und That, und wohl keiner dürfte sein, der es ins Land rufen könnte: mir hat er absichtlich geschadet. Er war ein guter Mensch, und auf diesem Grunde leistete sein Talent Hochersprießliches für das deutsche Volk.

Gegen Ende seines Lebens ist Auerbach's Menscheninnigkeit stark getrübt worden durch den in Deutschland einreißenden reactionären, brutal unduldsamen Geist. Auerbach war einer jener Juden, die bei der antisemitischen Bewegung unschuldig leiden. Aber nicht allein das, ihm ging das Schicksal all seiner Stammensgenossen zu Herzen. Er hielt Großes von dem Judenthum, dessen Vorzüge er besaß und dessen Schattenseiten er nicht sah, weil er überhaupt bei allem und jedem nur das Beste herausfand. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er ein Jude war, immer aber auch den Christen begriffen, und war tief dankbar für alle Toleranz, die ihm oft von katholischen Geistlichen entgegengebracht wurde. Den Katholiken traute er überhaupt mehr Duldsamkeit zu als den Protestanten, deren christliches Gefühl seit dem Kriege verroht wäre. — „Vergebens gelebt und gearbeitet", schreibt der siebzigjährige Greis am 29. November 1880, „es bleibt die entsetzliche Thatsache, daß solche Roheit, solche Verlogenheit, solcher Haß noch möglich ist. Und da soll man wieder Tag und Nacht darauf sinnen, um Reines und Schönes zu gestalten!"

Er hat von dieser Zeit an auch nichts mehr gestaltet; ein Jahr und zwei Monate noch, dann ist er ins Grab gestiegen.







Ferdinand Kürnberger.

Im Jahre 1876 gründete ich den „Heimgarten". Ich warb Mitarbeiter unter den Allerbesten und wurde auch nirgends abgewiesen, außer in einem einzigen Fall, den ich hier erzählen will.

Bog ich eines Tages zu Wien in die Wollzeile ein und ging bis zur Hausnummer 12. Dort trat ich ein und irrte über dunkle Treppen bis in den vierten Stock hinauf. Im vierten Stock schellte ich an einer Thür. Nach drei- oder viermaligem Klingeln kam ein Mensch in lässiger Hauskleidung hervor, blieb hinter der Gitterthür, so viel ich mich erinnere, war's so etwas, im dunklen Raume stehen und fragte, was ich wolle?

„Suche Doctor Kürnberger," war meine Antwort.

„Wie so?" fragte er in einem langsam gezogenen Fisteltone.

„Er soll hier wohnen," sagte ich.

„Wenn der Mann aber nicht zu sprechen ist!"

„Das wollte ich eben fragen."

„Wer sind Sie denn?"

Ich nannte meinen Namen.

„Ah!" rief der Mann hinter der Gitterthür. „Und Sie glauben, daß man Sie kennt? Allerdings, Sie machen ja jetzt

von sich sprechen. Sie wollen ja eine Zeitschrift oder dergleichen herausgeben. Wie soll das Ding nur gleich heißen?"

„Heimgarten," antwortete ich und dachte, nun wäre es doch bald Zeit, daß er aufmache.

„Ich rathe, Sie kommen aus eigennützigen Gründen," sagte der Mann in einer wunderlich wegwerfenden Art. Jetzt wurde es mir zuwider, denn eigentlich hatte er Unrecht; ich kam vor allem aus dem Grunde, um den Dichter Ferdinand Kürnberger zu grüßen. Viele seiner Schriften hatten mir's angethan. Und ich theilte damals noch die allgemein verbreitete Meinung, daß man einen Dichter zu Dank für die schönen Werke, die er geschrieben, persönlich belästigen dürfe.

„Es würde vollkommen unnütz sein," sagte der Mann fast schläfrig mit zartem Stimmlein, die, wie weich sie auch war, an Kälte nichts zu wünschen übrig ließ. „Vollkommen unnütz, Kürnberger arbeitet nicht für zweifelhafte Unternehmungen, zudem ist er ein Honorar gewohnt, das Ihr Hausgarten oder Gartenheim, oder wie das Journalchen heißen soll, kaum zahlen dürfte."

„Ist der Herr Doctor zu sprechen?" fragte ich ungeduldig.

„Gewiß," sagte der Mann, „er spricht ja eben mit Ihnen. Ich bin Kürnberger. Was wünschen Sie?"

„Daß Sie Mitarbeiter des „Heimgarten" werden, wünsche ich nicht," war meine Entgegnung, denn ich kann unter Umständen unangenehm werden. „Ihre Schriften habe ich gelesen, haben mir nicht übel gefallen, passen aber nicht für ein Familienblatt. Ich habe nur den Wunsch, den Verfasser persönlich kennen zu lernen."

„Schon so alt und noch so neugierig!" rief er, im Innern wahrscheinlich empört.

„Die Neugierde ist bereits gestillt. Ich kenne Sie nun.“

Indem ich mich wendete, um davonzugehen, fragte er: „Haben Sie denn so Eile?“

Nun fiel mir ein, man könnte an diesem hochmüthigen Genie ja eine kleine Bosheit verüben. „Allerdings,“ sagte ich zögernd, „hätte ich einen besonderen Wunsch gehabt, aber nun ist die Courage beim Teufel, ihn auszusprechen.“

„Ein Autograph?“

„Bewahre, wozu solche Geschichten! Einen Aufsatz brauche ich für den „Heimgarten“, einen Aufsatz nicht von, sondern über unseren Kürnberger und seine Werke. Und da . . .“

„Sollte unter Ihren Mitarbeitern einer fähig dazu sein?“

„Der Gegenstand wird ihn fähig machen.“

„Ach, daß wir immer noch an der Thür stehen!“ rief er aus. „Kommen Sie doch herein. Links halten, nicht anstoßen, da steht ein Kasten. So. Also schreiben wollen Sie über mich. Setzen Sie sich nieder.“

Wir waren im Zimmer, er war liebenswürdig, kehrte interessante Seiten hervor, that geistreiche Aussprüche. Seine Körpergestalt ist meinem Gedächtnisse fast entfallen; eine gedrungene Gestalt hatte er, ein beinahe viereckiges Gesicht mit stumpfer Nase, die etwas geröthet war, eine hohe, breite Stirn und ein graues, unwirsches Auge, so viel sehe ich noch. Alles, was er sprach, war Geist und Lauge. Da sagte er unter Anderem Folgendes: „Sie sind ein unerfahrener Mensch; man hat Ihnen ein paar Bücheln gedruckt und Ihre Freunde sagen, Sie wären ein Dichter. Glauben Sie das nicht, ich bitte Sie! Für jeden Deutschen ein Unglück, der sich für einen Dichter hält. Wir haben geistiges Proletariat genug. Lernen Sie ein Handwerk.“

„Ist bereits geschehen!" rief ich lustig. „Bin gelernter Schneider!"

„So? Ei, dann dichten Sie nur immerhin zu. Aber verlieren Sie Nadel und Schere nicht!"

Schon dieses einen Rathes wegen, dachte ich, ist es der Mühe werth, daß man in den vierten Stock emporsteigt. Der Mann ist sehr aufrichtig.

„Und nun wollen Sie also eine Zeitschrift herausgeben, natürlich!" fuhr Kürnberger fort.

„Seit drei Monaten erscheint sie."

„Wenn Sie den Jahrgang vollenden, wollen wir von Glück sagen. Daß Sie als junger Literat eine Zeitschrift herausgeben, ist selbstverständlich, daß die Zeitschrift eingeht, ist's auch. Dann glaubt man's. Aber Geld kostet's. Wollten die einfältigen Leute den klugen glauben, es käme billiger zu stehen. Ihr jungen Bursche bildet Euch überhaupt zu viel darauf ein, daß Ihr eine Weisheit besitzet, die Andere für Geld kaufen. Darf ein Genie für Geld arbeiten? Nein, es muß den Crösus ehren, indem es bei ihm speist, bei ihm wohnt, sich von ihm die Schale des Lebens reichen läßt. Sind wir Genies gleichwohl geldarm, so geben wir doch Almosen. Die Gedanken, die Kürnberger Ihnen mitgetheilt hat, können Sie behalten."

So und ähnlich sprach er und während des Sprechens zeichnete er fortwährend mit dem Bleistift auf ein vor ihm liegendes Blättchen Papier Striche in die Kreuz und Quer, gleichsam als wollte er mir die Richtigkeit seiner Behauptungen geometrisch beweisen. Manchmal, wenn er mich besonders gut getroffen zu haben glaubte, nahm sein Gesicht einen Ausdruck säuerlicher Freude an. Ich vermuthe, es war wirklich Wohlwollen, daß er mich so strenge belehrte, denn

von anderer Seite habe ich oft gehört, daß Kürnberger Gemüth und Güte in sich barg, die er freilich mit allen Mitteln eines unwirthlichen Aeußeren zu verleugnen suchte. Seine Grobheit war so unerhört, daß sie fast ergötzte. Dennoch nahm ich die erste Gelegenheit wahr, um mich artig zu verabschieden.

„Sie können den Besuch bei Kürnberger beschreiben, wenn Sie wollen," rief er mir nach. Ich habe es gethan. Gesehen und gesprochen hatte ich ihn damals das erste- und das letztemal, mit Ausnahme eines Momentes beim Buchhändler Rosner unter den Tuchlauben, wo ich, dem Pulte zugehend, über ein Bein stolperte. Es gehörte dem Ferdinand Kürnberger, der auf einem Haufen sehr gelehrter Bücher saß und also dem ungeschulten Naturburschen leicht ein Bein stellen konnte. Uebrigens haben wir nachher eine Zeit lang einen kleinen Briefwechsel gepflegt. In den Briefen war seine Grobheit nicht so arg zu spüren, vielmehr durchwehte dieselben ein Hauch von Schwermuth. Von den übrigen Leuten hatte er nicht eine so gute Meinung als von sich selbst, dadurch gerieth er in eine schiefe Stellung, und einmal schrieb er mir auf der Postkarte: „Weiß selbst nicht, welcher Ochse Einen stoßt, daß man manchmal nach Anerkennung von Geschöpfen buhlt, die man gleichwohl längst gezwungen ist, zu verachten." Rügen konnte er nicht wohl ertragen. Lauteres Lob in landläufiger Form soll ihn ebenso angewidert haben, und also war das Unglück fertig. Nichts, gar nichts ist so gefährlich für den Dichter und sein inneres Wohlbefinden als zu kühne Selbstüberhebung. Auch Auerbach hat ja viel von sich gehalten, aber wie liebenswürdig war sein Stolz, wie glücklich hat er den Dichter gemacht. Kürnberger wurde durch das Bewußtsein seiner Größe nur verbittert. Hamerling

sagte über diesen Schriftsteller einmal: „Er gehört zur Classe der Nervösen. Ihm werden Verstandessachen zu Herzenssachen und er macht Herzenssache zur Verstandessache. Er will nicht so sehr durch Thatsachen, sondern vielmehr durch rhetorische Beweisführungen überzeugen; aber die Beweisführung ist hier und da forcirt oder in einer Weise zugespitzt, daß zuletzt die Spitze abbricht. Sein Meinungsausdruck ist ein kleines, fein ciselirtes Kunstwerk, das die Existenzberechtigung in seiner Form hat." — Ich meine, daß der Mann als Kritiker damit trefflich charakterisirt ist. Dem Erzähler lassen sich größere Eigenschaften nachsagen. Dem Menschen am Ende wohl ebenfalls, der trotz mancherlei Manchem ein guter Kamerad gewesen ist.

Kürnberger's Leben war bekanntlich ein hübsch abenteuerliches, auf Rechnung seines Genius hat er sich Manches erlaubt, was Unsereiner nicht thun möchte. Auf Erden fühlte er sich als Fremdling, bei jedem guten Freunde aber daheim. Daheim vom Tisch bis zum Bette, von der Geldbörse bis zu den Stiefeln. Er lud sich beliebig ein, blieb wochenlang, jahrelang als Gast, beherrschte das Haus — kurz, ehrte den Crösus, auch wenn es manchmal kein solcher war, bei dem er wohnte.

Sterben ging er nach München, um als Unsterblicher nach Oesterreich zurückzureisen und in Mödling am Saume des Wienerwaldes die letzte Rast zu nehmen.







Emil Vacano.

Und wenn Du bald hören solltest, daß ich dorthin gegangen bin, woher die Kindlein kommen, nämlich in das Land, das Niemand kennt, so schreib' mir einen freundlichen Nekrolog. Gelt, das versprichst mir? 's thät mir wohl, das zu wissen."

Also schrieb der Schriftsteller Emil Mario Vacano mir vor dreizehn Jahren. Er fühlte sich schon damals sehr krank, herzleidend. — Nun ist aber das Nekrologschreiben für gute Freunde keine angenehme Arbeit. Um so schwerer wird sie, wo ein undefinirbarer Charakter darzustellen ist, wie es hier der Fall. Und bitter wird sie, wo man es mit einem lieben guten Kerl zu thun hat, wie es wieder hier der Fall.

Der starke Mann mit dem bräunlich gerötheten, treuherzigen Gesichte und dem schönen blonden Barte soll in seiner Jugend — Kunstreiterin gewesen sein! So geht die Mär, die man noch obendrein mit anderen romantischen Zügen auszuschmücken pflegt. Ich lebte mit Vacano viele Jahre lang in guter Freundschaft, aber von seiner Kunstreiterepoche ist zwischen uns nie die Rede gewesen. Daß er im Kloster war, auch daß er viel mit fahrenden Künstlerleuten

zu thun gehabt, hat er mir wohl angedeutet, auf weiteres habe ich nicht gefragt. Bei seiner sprunghaft und grotesk angelegten Natur mag es wohl sein, daß er sich gelegentlich einmal auf den Spaß einließ, als eine Kunstreiterin verkleidet zu fungiren; es mag auch sein, daß mancher 'reingefallen ist und vielleicht gar Versuche machte, die geheimnißvolle, seltsam schöne Akrobatin zu erobern. Eingebildet hat er sich aber späterhin nichts darauf, denn sonst hätte er sicherlich davon gesprochen.

Klug wurde man übrigens aus der Persönlichkeit Vacano's nicht. Er trug einen Mosesbart und eine Lorgnette; „Patriarch und Gigerl" unterschrieb er sich einmal, und ein anderesmal sagte er von sich selbst, er sei eine Kokette und ein Betbruder in einer Person — und gerade untreffend finde ich diesen Ausspruch nicht. In den Nächten fast frivol für das Orpheum schwärmend, am Tage im gothischen Dome in verzückter Gläubigkeit vor dem Altar knieend — so habe ich ihn selber gesehen. Ich besitze ein von ihm selbst gezeichnetes Bild seiner Person. Er hatte in der That einen Christuskopf, auf diesem Bilde arbeitete er ihn noch mehr nach dieser Seite hin aus und gab dem Haupte mit dem wallenden Haar einen Heiligenschein. In den über der Brust gefalteten Händen sind die Wundmale zu sehen. Auf der edelgeformten Christusnase hat er — einen Zwicker.

Treffender als durch dieses Bild kann Emil Mario Vacano wohl kaum gezeichnet werden. Wenn er sich im Mönchshabit abbilden ließ, und das Bild einer Angebeteten widmete, wenn er in einem Sarg liegend die Cigarette rauchte, so war das nichts weniger als Blasphemie bei ihm, sondern nur das Vergnügen am Extremen und Wunderlichen. Er konnte im Tingel-Tangel jauchzen vor Vergnügen und

in der Messe weinen über seine Sünden. Er war wirklich von innerer Gläubigkeit erfüllt, gleichzeitig sich freilich seiner modernen Weltlichkeit bewußt. Vacano war ganz Herz, und wie das Herz sächlich ist, so konnte man auch von ihm sagen: er ist in seinen Empfindungen weder Mann noch Frau. Die Liebe, die er in seinen Erzählungen oft und glühend beschrieb, will er nicht gekannt haben, wenigstens nicht concentrirt. Er war immer der Liebende, auch wenn er mit dem Freunde sprach, scherzte, betete, oder an ihn schrieb.

„Vor fremden Leuten," so sagte er einmal, „schminkt man sich manchmal sein Herz und seine Briefe, wie man seine Wange schminkt (er soll dies bisweilen gethan haben), aber bei Freunden, mit denen man kost und ei ei macht, hätte das Schminken keinen Sinn." — Wen er ins Herz geschlossen, dem war er ein treuer Knabe durch und durch.

Seine Werke sagten mir nur zum Theile zu. „Die modernen Vagabunden", „Der Baum der Erkenntniß", „Die Kirchenräuber", „Bilder aus dem Harem", „Die Töchter Babels", „Leichtes Blut" hat das Weltkind Vacano geschrieben in leichter französischer Manier. Merkwürdiger waren mir die philosophischen Plaudereien, die er in seinen Werken „Die Gottesmörder" und „Die Heiligen" herausgegeben hat. Seinen Namen setzte er nicht auf den Titel dieser Werke und bei dem fast ascetischen Geiste, der in den beiden Büchern weht, wäre kein Mensch auf die Vermuthung gekommen, wer der Verfasser ist. Einen lauteren Schrei der Ueberraschung habe ich wohl mein Lebtag nicht ausgestoßen als damals, als der Verleger Gustav Heckenast in Pest mir mitgetheilt, das Werk „Die Gottesmörder" habe Vacano geschrieben. Es ist ein wunderliches Buch, eigentlich schade, daß es nie recht in die Lesewelt gedrungen, oder daß es so schnell vergessen worden.

Mit sprühenderem Geiste hat wohl selten ein deutscher Autor über die erhabenen Dinge geschrieben, als Vacano in diesem Buche.

Persönlich kennen gelernt hatte ich Vacano gelegentlich eines Besuches bei unserem gemeinsamen Verleger Heckenast. Wir sahen uns darauf häufig in Wien; seine oft kindliche Art, sein volksthümlicher Humor, der nicht in seinen Büchern, wohl aber in seiner Person war, seine oft drollige Koketterie und seine Wunderlichkeit in religiösen Dingen interessirten mich, ich gewann ihn lieb, und er auch mich, obwohl mein Wesen ihm viel zu frostig vorkam. Mit einem eiskalten Engländer verglich er mich einmal, trotzdem harmonirten wir miteinander. Ein bißchen eifersüchtig war er nur auf andere meiner Freunde, und einmal gestand er mir, daß er sich oft sehr in Zaum halten müsse, um in meiner Gegenwart nicht anzuheben, meine Freunde heftig zu beschimpfen. Eines Tages ging er weiter und machte seinem Aerger Luft darüber, daß manche Zeitungen meine Bücher lobten. „Ich will Dich tausendmal mehr loben!" rief er aus, „nur andere sollen es nicht thun, das kann ich nicht vertragen, das ist abscheulich. Deine Dichtungen verstehen sie gar nicht, aber sie loben Dich, weil sie Dich in ihrer Coterie haben wollen." — „Sie haben mich aber nicht und sie kriegen mich auch nicht und Du bist ein lächerlicher Mensch!" So meine Antwort. Von diesem Tage an ist unser Verhältniß ein kühleres geworden. Wir blieben zwar in freundschaftlichem Verkehr, er war ein gern gesehener Mitarbeiter des „Heimgarten" und stellte sich auch gerne ein, aber die alte Schwärmerei wurde nicht mehr so laut. Meine herbe Antwort hatte ihm offenbar weh gethan, aber in dem von ihm berührten Punkte verstehe ich keinen Spaß. Uebrigens hatte er sich als Beleidiger gefühlt. Jahre

später schrieb er mir: „Wennst mich nur einmal recht beleidigen möchtest, so einen rechten Stoß ins Herz. Sonst schäme ich mich zu Tode, daß ich Dir damals so unrecht gethan habe.“

Vor etwa zwei Jahren schrieb er mir, ob ich ihm nicht eine Stelle verschaffen könnte, irgend eine, in einer Zeitung, in einem Comptoir, als Lohnschreiber, was immer, nur daß er leben könne. — Er war sehr arm und sehr einsam geworden. Bisher hatte er seit Jahren still in St. Pölten gewohnt. Sein Mütterlein, bei dem er gelebt und das er zärtlich geliebt, war ihm auch gestorben. Für Kinder armer Verwandter hatte er gesorgt, das war nun ebenfalls vorbei. Schriftstellerisch vermochte er sich wenig mehr zu erwerben. Körperlich war er sehr krank, gebrochen. Während seine österreichischen Freunde noch bemüht waren, ihm im Vaterlande eine entsprechende Stellung zu verschaffen, nahm er den Ruf eines Freundes nach Karlsruhe an. Ich glaube, bei einer Zeitung war er dort thätig. Noch manch kurze, aber herzliche Karte kam von ihm. Ich schämte mich, daß ich nichts für ihn hatte thun können, und suchte nachzutragen, aber er schrieb, es ginge ihm wohl, nur gesund sei er noch immer nicht.

Dann kam die Nachricht, daß er am 9. Juni 1892 in Karlsruhe gestorben sei, in einem Alter von einundfünfzig Jahren.

In der letzten Zeit hatte er ganz zurückgezogen gelebt, und mit Recht. Ein Mensch wie er kann von der Welt unmöglich verstanden werden. Das wäre ja nicht so schlimm, aber mißverstanden, mißdeutet werden, den Gegenstand von wohlfeilem Spott und frivolen Witzen bilden, das war freilich seine Sache nicht. Bacano gehörte zu jenen Personen, in welchen eine launische Natur die extremsten Anlagen und Neigungen gleichsam versuchsweise zusammenzutragen liebt. Daß

er solch loses Spiel wohl durchschaute, daß er sich nach den gegebenen Richtungen hin auszuleben suchte, daß er sein dadurch entstandenes Mißverhältniß mit Anderen fühlte, daß er aber trotzdem seine Artung nicht verleugnete, sondern ihr unbekümmert freien Lauf ließ, das war sein Leiden und sein Glück und seine Bravheit.

„Ich bin ein sehr ausgesprochener Charakter, ohne aber einer zu sein", sagte er einmal, vielleicht doch zu strenge urtheilend. Ich fand, daß er ein sehr liebenswürdiger Charakter war und habe während der zwanzig Jahre unserer Bekanntschaft nichts Gegentheiliges erfahren. Daß er ganz anders war als andere Leute, konnte nur dazu beitragen, mein Interesse für ihn zu erhöhen. Sprudelte sein heißes Herz hervor, so mußte man ihn lieb haben, gefiel er sich in Uebertreibungen, in Schwärmereien und Verzückungen, so brauchte man ihn ja nicht ernst zu nehmen. 's ist schade um ihn.

Von seinen vielen Briefen an mich will ich einige mittheilen, sie werden die beste Beleuchtung zu dem Gesagten sein. Mit Vorliebe nannte er mich in den Briefen Lex, in Anspielung auf meine Erzählung: „Der Lex von Gutenhag." Die Briefe sind in frischer Stimmung und Laune leicht hingeworfen und entbehren stets der Angabe des Datums und des Ortes, wo sie geschrieben wurden. Die meisten stammen aus seinem Wiener Aufenthalte in den Siebzigerjahren. Der erste hier mitgetheilte Brief kann nur im Jahre 1872 geschrieben worden sein. Wo er in der Mehrzahl redet, da meint er unseren gemeinsamen Freund Karl B., der damals bei ihm wohnte. Wo er in schwungvollster Begeisterung von mir spricht, da ist es nicht meiner Vorzüge, sondern seines Wohlwollens wegen.

Vielleicht ist manchmal auch ein bißchen Ironie dabei.

Lieber guter Lex!

Ich wollt' Dich ja recht ausschimpfen, Du verlotterter und verdorbener Mensch! Also verliebt bist Du! So ein Schlucker, so ein Milchbart, so ein kaum aus den Windeln entschlüpfter Rutschipeter denkt ans Heiraten! O Gott, o Gott, is doch die Welt verdorben! Pech und Schwefel sollt's regnen, wenn's nach der Gerechtigkeit ging! Aber unsern Herrgott muß rein der Schlag troffen haben auf beiden Arm, vor lauter Schrecken und Entsetzen über Euch elendigs, in Grund und Boden verdorbenes Burschngschmas! Verliebt sein! heiraten bevorst no a Glatzen hast! Und gar a so a unschuldigs Maderl von sechzehn Jahrn zum Traualtar verführen wollen, und zu allen privilegirten nachfolgenden Zweideutigkeiten! I, Du Don Juan, Du Hottentott, Du Schlaraff, Du Sybarit', Du Lüstling, Du — — Aber was nutzt das alles. Wenn d'Liab amal da is, da nutzt der größte Tugendeifer des wohlmeinenden und tugendsamen väterlichen Freundes nix mehr, und es bleibt mir nur übrig, still die Hände zu ringen, dreimal zu seufzen wie's in den alten Betbücheln vorgeschrieben is nach jedem Leiden, und — Dir Glück zu wünschen. Glück zu wünschen, daß Dich der liebe Gott so reich gesegnet hat: daß er Deinem liebevollen Herzen das Wesen gezeigt hat, welches Du recht aus ganzer Seel' und fürs ganze Leben lieben kannst, grenzenlos und treu, und daß das Wesen noch ein braves, unverdorbenes ist, welches Dir die gleiche Liab entgegenbringt. Und also Glück auf, von Herzen, liebs Lexl! Und greif' zu, sobald Du kannst — denn je eher man sein Glück ins eigene Stüberl nimmt, desto sicherer hat man's: 's Glück wart' nit gern lang, wird leicht ungeduldig. Also überrasch' uns bald mit der Nachricht, daß die Ausstattung

schon ang'fangt wird, und der Tischler sein Hobel ansetzt zur Wiegn. Ich hoff, Du wirst uns nit verschmähn als Kranzelführer.

Die Beschreibung von Dein Zimmerl is so köstli, daß wir's beinah' schon auswendig kennen.

Was soll ich Dir denn von uns schreiben? I hab' jetzt mei Zeit, wo alles, was ich schreib', untern Hund is. Wann nur 's Frühjahr schon da wär', die ersten Schneeglöckerln und der erste laue Wind, der so laut ist und immer über die Felder singt, daß von dem G'sang' alle Eiskrusten zerschmelzen über den aufwachenden Grashalmen. O im Frühjahr da schreibt sich's gut, da schreibt sich's schön, nit wahr? —

Ich küss' und grüß' Dich tausendmal, alter Lex, und grüß' auch das gewisse Bildel auf Deinem Schreibtisch mit der Hohenlied-Spitzbüberei. Ich hab' das Madel schon deshalb gern, weil's Dich gern hat und weil's Dich recht glücklich machen wird, wie ich mein' — das sieh' ich aus jeder Zeilen Deines Briefes, der so recht durchglänzt ist von Liebeslieb, wie ein Mairosenstrauch von der Sonne.

Mit inniger Freundschaft Dein

Emil,
sonst genannt Miltschi.

Lieber, herziger Lex!

Heut ist Sylvester. Das alte Jahr geht zu End' und das neue fangt über ein paar Athemzüg' an. Da denk' ich denn herzli' an Di —. Schau nur, was für ein schofles Papier ich nimm', um Dir in aller Eil' zu schreiben, was mir das Herz eingiebt —. Aber ich hab' g'rad kein and'res (Papier, nit Herz!) zu Haus.

Also Lexerl, sei recht glücklich im neuen Jahr! Heirat Dein Dirndl sobald als möglich und b'halt's dann so lang als möglich. Du hast a gut's Herz, Du groß's Herz! Und d'rum is Dir der Himmel auch g'rad so viel Glück als wie Ruhm schuldig! — Ich küsse Dir recht innig 's Goscherl für all' die Freundschaft, die Du mir im alten Jahr erwiesen hast, und's Handerl für all' die schönen Sachen, die Du g'schrieben hast!

Mit Gott!

Dein Emil.

Apropos:

Ich war jetzt recht glücklich die paar Tage in St. Pölten. Jetzt geht's wieder zurück nach Wien — nach dem Fegefeuer in der stinkenden Journalistenhöll'. Wenn ich mich nur in meine dortige Arbeit einheimeln könnt'! Aber ich versteh' es halt nit, mir mein Platzerl recht keck zu suchen.

Lieber theurer Lex!

Das is einmal schön von Dir, daß D' uns Dein liebes Brautgoscherl anschau'n lassest — aber recht garstig ist's wieder, daß wir uns das Bildl nicht behalten dürfen, hörst? So a liabs G'sichterl, das ma gar so gern recht oft anschau'n möcht', soll man wieder weggeben! Geizkragen, abscheulicher! — Na, na, wir danken Dir doch recht herzlich für die Freud, die'st uns g'macht hast mit dem Anblick. Und eifersüchtig brauchst auch nit zu sein, denn aus dem lieben G'sichterl auf dem Bild, da guckt ja die lieb' Unschuld und die Bravheit heraus, und die zwei Aeugerln gleichen zwei Lichterln, die am Altar der Treue angezündet sein vor dem Allerheiligsten; und dieses Allerheiligste hat die Form

eines schönen Herzens, und darin Dein herzallerliebster Name.

Du red'st von meiner Krankheit, Lex! Dank Dir für Deinen Genesungswunsch, der das für sich hat, daß er aus Dichtermund kommt, und Dichter sein ja, wie der stoanalte Tattl, der Virgil sagt, Propheten. Aber ich fürcht', ich fürcht' .... Du hast Dir in Deiner Krankheit die Flügel bewegen können .... aber ich. Ich werd' Dir demnächst mein Zustand schildern; die G'schicht von einer traurigen Seel'. Vielleicht schickst mir ein Recept; aber für mich giebt's nur eins: a bisserl Lärm, a bisserl Komödiespielen, a bisserl Kokettiren können. Gelt, das is komisch? Und dalket? Aber der Vagabund regt sich spät oder früh, und in meiner Anständigkeit, Stille und den engen Grenzen der Resignation einer Magdalena stirbt man langsam, aber sicher; und was noch ärger ist, man kann nicht mehr schreiben! —

Lieber Lexl, gnua für heut'. Ich könnt' doch nur lamentiren, und ich will Dir Glück wünschen! Dir und Deinem Mutterl und Deinem Emil*) die fröhlichsten Feiertag'!

Deine Emil und Karl.

Du, weißt, was ein recht's Trankl wär' für mein Zustand? Geh', mach' mir amal a klein's G'stanzl, an Emil-Vierzeiler, den ich mir in mein Betbüchel legen könnt', und der Frieden macht zwischen den Heiligen und den Hanswursteln, die sich da d'rin balgen um mein armes Herz, wie einst Engel und Teufel um die arme Seel' Moses!

---

*) Meinem Jugendfreunde, auf den er angeblich sonst immer eifersüchtig war.

Lieber, einziger Lex!

Dank für Deinen guten, freundlichen Brief.

Was Du uns von dem allerneuesten weisen Rathe über Dein zersplittertes Talent erzählst, hat mich recht lachen gemacht. Was soll denn der echte und rechte Volksdichter mit seinem Talente anders machen, als es „zersplittern“, das heißt so viel Perlen als möglich heraufholen aus dem Grunde seines Herzens, das heißt echte Perlen! Sollst Du vielleicht all' die prächtigen und echten Sachen ungeschrieben lassen, um eine große Land-Idylle zu schreiben à la Luise von Voß, die Dir Deine Wohlmeiner am Ende doch ganz „gutmeinend“ herunterschimpfen würden? Sei überzeugt, Lex, Herzensbuberl, wenn Dir Dein Inneres sagt: jetzt, Rosegger, schreib' was Langes, Ueberwältigendes, dann wirst Du lange an kein Feuilleton denken. Aber die Feuilletons sind darum nicht schlechter, weil sie kurz sind. Im Gegentheil vielleicht. Ich meine, die Iliade müßte jeder Mensch lieben, wenn sie kein Heldengedicht wäre. So aber bewundert man sie nur, und die einzelnen wunderprächtigen Naturbilder darinnen werden von dem Embonpoint des Ganzen erstickt. Also schreib' Deine G'schichteln ohne Zwang, recht aus Deinem Genius heraus, und zwing' Dich nicht zu dicken Büchern, ehe Du selber dick geworden bist, Du Poet meines Herzens!

Ich war in den letzten Tagen recht traurig, weil das „Tagblatt“ so infam schimpft über mich. Was habe ich denn diesen Leuten gethan? — Na, ich hoffe, das Holzhacken im Sommer, das wird mir wieder ein frohes, vertrauensvolles Herz machen! Bleibt's dabei? — Ich schick' Dir hier mein Bildel mit. Meine Wange freut sich schon auf Dein Patsch-handerl — ich bin jetzt so blaß, daß ich wirklich ein bisserl

Röthel brauch'. Und so umarm' ich Dich herzinnig und bin mit echter Freundschaft und aufrichtiger Bewunderung

Dein Miltschi.

Lieber verehrter Freund! Lieber Alter!
Allerliebster Lex! Lieber Roserl!

Viel tausend herzinnigen Dank für Deinen guten Brief. Das ist uns so ins Leben gefahren, wie ein Sonnenstrahl in ein fröstelndes Samenkorn seine Wärme schickt. Es war schlechtes Wetter, wir waren trüb und verdrießlich und haben die ganze Welt von der schwarzen Seiten ang'schaut. Da kommt Dein Brief, und wir haben ihn gelesen, und wieder gelesen und haben recht fröhliche Gesichter gemacht, weil unsere Herzen auch recht fröhlich geworden sind.

Lieber Lex! Wir reden oft, oft von Dir! und heut' ha uns Heckenast Deine „Gestalten" geschickt. Wir haben seit einer Stunde schon „Stucker" zehne gelesen, und kugeln uns vor Lachen und machen „Krikerln" vor Rührung. Ja hörst, Kerl, Du bringst es ja zuwegen, daß das Oesterreicherlandl neben seinem Goethe-Grillparzer auch seinen — — — O Gott, ich beneide Dich so, daß ich Dich frei umbringen könnt'!

Was den Kalender anbetrifft, sag' ich mit Freuden „Ja". Aber von einem Honorar kann keine Red' sein, weil ich dem Heckenast schuldig bin, und nicht er mir.

Lieber Lex, ich wünsch' Dir für die Weihnachtstäg' das größte Glück. In der Stunde, wo nach unserem Glauben der süße Erlöser uns geboren worden ist, werden wir in die Sterne schauen und an Dich denken. Und dabei werd' ich den lieben Gott recht andächtig bitten: „O lieber Himmelvater! Gieb Deinem Dichter, den Du auserwählt hast unter

Tausenden, noch den letzten Glanz, das höchste Glück, den Glauben. Den Glauben an den Vater, an die eingeborene Vaterlieb' und an den Schutzengel, den heiligen Geist der Fürsehung."

Ich weiß, Du lachst nicht über mich; mir bist Du recht, g'rad so wie Du bist, und dem lieben Gott auch, aber ich möchte Dich nicht nur groß und goldherzig, ich möchte Dich auch so recht, recht glücklich sehen im Innersten des Herzens!

Lieber Lex! Gott segne Dich, Dein Stüberl, Deinen Schreibtisch, Deine Eltern, Deine Geschwister und Deinen Herzensfreund zu dieser Stunde, wo jedes kindliche Herz fühlt, daß Mithras, die Sonne, geboren wird fürs nächste Jahr.

Es küss't Dich herzinnig Dein aufrichtiger Bruder und Freund

Emil.

Die paar dalketen Kleinigkeiten hat das Christkindl bei uns für Dich abgegeben. Ich hab' mehr gefordert. Aber das Christkindl hat geschachert und gesagt: „Arme Leut' kochen mit Wasser."

* * *

Liebster bester Lex!

Wir danken Dir herzlich für Dein liebes gutes Brieferl, und ich insbesondere für die echten lieben alten Bildeln, welche die richtigen Betschwesterbildeln*) sein! Du hast mir damit eine große Freude gemacht. Nochmals herzlichen Dank dafür!

---

*) Er sammelte damals Heiligenbildchen, wie man sie an Wallfahrtsorten kauft.

An was schreibst Du denn jetzt? Kriegt man bald wieder ein neues Buch von Dir zu Gesicht? Lass' uns, Deine Bewunderer und Verehrer, ja nicht zu lang darauf warten, Faulpelz! —

Wir waren jetzt vierzehn Tag' in Mödling, weil der Karl dort hat ausmessen müssen. Ach, die Naturluft thut so wohl, so wohl! —

Was machen denn Deine Leut'ln? Und Dein Herzensfreund?

Schreib' bald und viel, und sei „stürmisch" umarmt von Deinem liebenden Freunde

Emil.

Lieber, abscheulicher Lex!

So lang nit schreiben?! Ich könnt' Dir die Augen auskratzen und hass' Dich, ich kann Dich nit mehr ausstehen! Fauler Ding übereinander, treuloser, garstiger!

Miltschi.

Mein lieber guter Freund!

Mit großer Freude habe ich die neuliche Sendung lieber grüner Bändchen erhalten — und dank' Dir und Deinem Herrn Verleger vom Herzen für dieselben! Wenn Du wüßtest, wie erfrischend, wie blumenwürzig mich solche Lectüre anmuthet in meiner Abgeschlossenheit von der Welt, vom Leben, von Kunst und Literatur! Nun möchte ich aber auch einmal wacker darüber schreiben.

Dabei mein Großer, Theurer! möchte ich Dir aber auch ein Gefühl gestehen, das ich eben den „Leuten" nicht sagen mag — es ist kein Tadel, denn wer mag tadeln, was man

so hoch hält? — es ist nur Ehrlichkeit des Liebenden — denn ich liebe Deinen Genius unaussprechlich! Und das ist: wenn ich Deine Geschichten lese, dann habe ich oft das Gefühl, daß Du zu — literarisch bist. Ich weiß kaum, wie ich das präcisiren soll? Dein Genius war frisch, voll und ganz schon als „Kind", er war in Dir fertig von Deinem ersten Liede an, wie Minerva fertig mit Panzer und Schild aus Jupiters Kopf sprang. Dann wardst Du gebildet, gedrillt, gehobelt, verfeinert von allen; Du lasest Stifter und dergleichen und hast Deinem ehrlichen Ich ein feines, wenn auch bäuerliches Sonntagsgewand angezogen „für die Leser". Es ist manchmal, als schriebst Du mehr fürs Ausland als für uns; so sehr mühst Du Dich, rein und aller Welt schriftsprachverständlich zu sein in Form und Wort. Die Jargonworte, die doch der Grundstock sein sollten, erscheinen dann wie Aufputz. Bei Dir, dem Steirerredner! Möchte doch in Prosa von Dir Geschichten lesen, geschrieben so ganz, wie Dir der Schnabel gewachsen ist! — Dann kommst Du ins Zagen, weil Du fühlst, daß Du zu literarisch (ich finde eben keinen Ausdruck!) bist. Oft hab' ich mir gedacht: wenn der Rosegger nur nie etwas gelernt hätte, dann wären auch seine Erzählungen unvergänglich, wie sein Geist. Du solltest schreiben wie das Volkslied, und nicht wie Stifter, Auerbach in seinen späteren Sachen; oder Anzengruber, wenn er einen Bühneneffect sucht. Schreib' einmal ein paar Geschichten ohne „Stil", ohne „Gemüthlichthuerei", so wie das Volkslied singt, und Du wirst unübertrefflich, weil echt sein! —

Ich weiß nicht zu sagen, was ich sagen will, das spür' ich — aber versucht habe ich's doch. Und daß ich Dich ahne und verstehe und liebe, viel echter als hundert andere, die Dich bewundern, das glaubst Du mir wohl?!

Hast mich noch immer lieb? Bist nicht harb auf mich? Fühlst, wie gern ich Dich habe und das, was Du sein kannst und — sein wirst?

Dein dankbarer Emil.

Eben fällt mir ein, daß ich früher Anzengruber als Effectdramatiker citirt hab'. Glaube nicht, daß ich ihn deswegen unterschätze. Aber ich liebe ihn eben am meisten in dem, was das Publicum nicht zu schätzen weiß: sein „Doppelselbstmord" zum Beispiel, ist vom Anfang bis zum Schlusse ein Meisterwerk — echt, einfach, unvergleichlich und so herrlich wie ein Raimund-Stück.

Lieber Peter!

Dank' Dir herzlich für die Zusendung des „Heimgarten" mit dem „Bösen Blick". Da les' ich auch in derselben Nummer ein Gedicht von „Hilarius". Du bist mit ihm gewiß in irgend einer Art in Verbindung. Frag' ihn doch mal, ob er nicht Baron Rast heißt: und wenn er so heißt, ob er nicht derselbe Baron Rast ist, der im Jahre 1840 in Schönberg in Mähren*) einen kleinen Emil Vacano über die Taufe hielt (als Stellvertreter für dessen Onkel Alois Ritter von Flick); einen Emil, der seinen Taufnamen erhielt nach dem Helden des Gedichtes: „Der Schutzgeist". Es wär' ein liebes Zusammentreffen, wenn Pathe und Täufling sich nach so langen Jahren in Deinem Garten begegnet hätten auf ihrem Lebenswege, lieber Peter.

Aber ich schwatze da — und Redacteure haben wenig Zeit für Gemüthsduselei.

Mit tausend herzlichen Grüßen Dein aufrichtiger alter

Emil.

*) Vacano's Geburtsort.

Bester aller Poeten!

Gelt, Alter, meine literarischen Jugendsünden wirf mir nit mehr vor — versprich mir das. Es waren Reiterreclamen, denen nicht ich das cachet verlieh. Was dafür zu büßen war, das habe ich — weiß Gott! — gebüßt; ärger, schmerzlicher, härter, als ich es in Worten schildern kann! Du weißt nicht, friedreicher Poet, wie elend ich bin, und wie schuldlos.

Also nicht wahr, was meine ersten Federn verschuldeten, das sei begraben zwischen uns. Du stehst mir so hoch, und ich habe Dich so gerne, daß mir ein leisester Vorwurf aus Deinem Munde bitter weh thut — und ich bin krank, rettungslos krank im Herzen — das geringste Leid, die leiseste Aufregung kosten mich Tage der schrecklichsten Leiden. Also antworte mir nicht auf den Inhalt dieses Briefes. Aber sende uns bald wieder ein freundliches Wörtchen, welches von Wohlsein und Hoffnungen Deines eigenen Selbst erzählt.

Wir grüßen Dich innigst.

Gott schütze Dich für und für, Dich und die Deinen, und leite Dich weiter Deine Bahn. Emil.

Mein lieber guter Freund!

Wir hatten uns immer so gut verstanden über alles. Ich glaub' nur in einem Punkt nicht: über'n Anzengruber. Nun, und der ist ja fast nie zwischen uns zur Sprach' gekommen. Der Anzengruber, das ist einer, vielleicht der einzige Schriftsteller auf der Welt, der mir „weh thut". Ich rede hier natürlich nur von seinen Schriften, da er mir persönlich ganz fremd ist! Nicht, daß ich an seinen Stücken etwas zu tadeln fände, daß ich etwas aussetzen könnt', daß mir seine Werke nicht als die eines Hochbegabten und Berufenen er-

schienen: aber er sieht alles so gallig: er läßt die Menschen so verzagen, so verwildern, und so viel bittern Schmerz ertragen und wieder so viel Bosheit und Falschheit kochen im Herzen. Bös oder unglücklich oder lächerlich, schauerlich oder elend zum Vergeh'n ist ihm der Mensch; wenn ich ein Stück von ihm gesehen hab', oder wenn ich ein G'setzel von ihm gelesen hab', das sind Augenblicke, wo mir die Welt mißfällt, wo mir der Mensch kein feindlicher Bruder mehr ist, sondern ein erbarmungsloser oder verstockter Feind anderer Wesenheit. Meine eigenste innerste Natur bildet eine so schreckliche Dissonanz mit eben der Anzengruber'schen. Halt' aber nicht dafür, daß ich ihn, den Du so hoch hältst, nicht nach seinem vollen Verdienste schätze.

Und jetzt genug für heut. Ich habe da mehr geplaudert als ich wollte und sollte. Ich wollte Dir nur danken für Deinen lieben Brief und Dich und die Deinen innig grüßen. Sobald ich ein bisserl wohl bin, schreibe ich Dir ein kleines Geschichterl und werde Dich fragen, ob es Dir paßt.

Und nun mit Gruß, Handschlag und Dank Dein alter

Emil.

So, jetzt wird man sich nicht einmal mehr 's Herz ausschütten dürfen vor einem guten Freund, wird nicht einmal „in seinen vier Wänden" ein bissel seine Meinung sagen dürfen über die uncollegialen Collegen? „Ihr verschimpfirt einander!" sagst Du.*) Na, mein Schimpfen hört kein Mensch als Du. Aber die anderen „geistvollen Wiener Poeten", die lasseten sich ja lieber die Zungen ausreißen, als daß sie dem „Vacano" nur ein bissel Gerechtigkeit widerfahren lasseten, was doch alle ausländischen echten und wirklich bedeuten-

*) Er mißverstand mich. R.

den Schriftsteller thun und gethan haben! Warum kann ich denn den Rodenbergs, Heyses, Heigels, Hackländers, Mühlbachs, Freytags was sein, und nur diesen neugebackenen Feuilletonlern nicht, deren Name über die Wiener Ringstraße nicht hinausklingt? Warum können mich denn Franzosen, Italiener, Ungarn, Holländer übersetzen und nur diese Wiener Genies von eigenen Gnaden wissen gar nicht, daß ich überhaupt die Feder führen kann? Nicht an ihrem Lobe liegt mir, aber bezeichnend genug ist es doch, und ein Beweis, daß eine Wiener Clique existirt! Und zu einem guten Freunde kann ich doch von dieser Clique reden, und sie auf den Glanz herstellen, in dem sie sich mir zeigt?

So, und jetzt lassen wir alle die Herren Schriftsteller liegen, wo sie sich selber hinlegen. Zwischen mir und Dir sollen sie abgethan sein für alle Zeiten, und keiner von allen diesen Kerln soll unser schriftliches oder mündliches Gespräch mehr verschandeln und stören. Basta. Ich streich' sie aus zwischen uns.

Emil.

Lieber Peter!

Ich schrieb Dir gestern auf Deine freundliche Karte ein paar Zeilen in der Hast meiner Ankunft. Heut' hab' ich nun die Absicht, zu einem längeren „Schwatz" zu kommen.

Von Dir kann ich nichts reden, da Du mir nichts erzählst von Deinem jetzigen Leben — so muß ich wohl ein bißchen von mir sprechen.

Mit meinem Leiden will's, obwohl ich wieder den Muthvollen spiele, noch immer nicht recht werden; der Doctor weiß keinen Namen dafür als: „Herzfehler" — und seine Medicamente nehmen die Müdigkeit nicht von mir — sie

geben mir auch den verlorenen Lebensmuth nicht wieder. Armer alter Doctor — das von ihm zu verlangen! ..

Noch immer herrscht hier das süße, laue Wetter, ich habe diesen schmerzlichen Herbstton in der Natur zu lieb — die Erde erscheint mir wie eine sterbende junge Braut, sich geliebt wissend, und selbst liebend. Mit dem alten, süßen Lächeln auf dem müden und blasser werdenden Gesichte sucht sie die Umgebung über die Nähe des Abschiedes zu täuschen — und kämpft mit dem zwingenden Gesetz der Natur bis zur Unmöglichkeit — und sie fassen's erst alle, nachdem es geschehen! Sie haben sich einwiegen lassen in die alte Ruhe — und glauben an das Scheiden erst, wenn ihnen die Glöcklein das dumpfe „Vorbei" ins Herz läuten.

Das ist aber eine triste Reverie.

Sehr fleißig will ich den Winter sein, wenn's die Kräfte zulassen; auch studiren — ein bißchen Theologisches, ein bißchen Sternkunde, ein bißchen dies und ein bißchen das — und viel spazieren gehen, und versuchen, gar nicht launisch zu sein und keine Grillen zu fangen. Mit so viel und noch mehr guten Vorsätzen geht der Emil in den Winter hinein. Qui vivra —?

So, nun schließe ich für heute mein Plauderbrieferl. Der Tisch liegt voll Blätter, die Briefmappe sieht ordentlich wassersüchtig aus, so viel unbeantwortete Briefe sind d'rin — und ich soll aufräumen und bin doch so sterbensmüde, wie kein Wort es sagen kann — und so ruhesehnsüchtig wie nach langem, langem Pilgern nach einem heiligen Gnadenorte, wo man alle Kirchenthüren verschlossen gefunden hat. Ich wünschte nur einmal „ausschlafen" zu können — dürfen wir das hier unten wohl jemals? Emil.







Rudolf Falb.

Mir graut, wenn ich an die ersten Wochen denke, die ich vor achtundzwanzig Jahren — aus den oberländischen Bergen gekommen — in der großen Stadt zugebracht habe. Wenige Tage war ich in Laibach gewesen, von wo ich entmuthigt und verzagt nach Steiermark zurückgekehrt bin. Ich wollte geradeswegs heim in die Bergwälder; jene Männer in Graz, die sich einmal um mich angenommen hatten, hielten mich in der Hauptstadt fest, obwohl sie eigentlich nichts Rechtes mit mir anzufangen wußten. Ein Bengel mit Bauernmanieren, ohne Schulbildung, aber mit einem Anflug von Schwärmerei, einerseits mit dem Drange, etwas zu lernen und zu werden, andererseits von Heimsucht erfüllt, und einem bäuerlichen Fatalismus ergeben: geht's wie's geht! — was läßt sich mit so einem Gesellen machen?

Mein Gönner, Doctor Svoboda, hatte wiederholt Versuche gemacht, um mich in eine Lehranstalt oder auch nur bei einem Gewerbsmann in der Stadt unterzubringen. Es war vergebens, man kümmerte sich nicht um den „Naturdichter", als der ich durch Doctor Svoboda öffentlich eingeführt und in die Stadt gebracht worden war. Nebst

Svoboda war es noch der Großindustrielle Peter Reininghaus, welcher mit Entschiedenheit mich stützte und sozusagen in der Stadt mich festhielt. Allein, theils mochte es meine Blödigkeit gewesen sein, und das Ungewohnte, von fremden Wohlthaten zu zehren, theils der Hang, in der Stadt frei und ungeleitet für mich hinzuleben, ich hielt mich die erste Zeit nicht allzusehr an die beiden Freunde, sondern bummelte, ganz mir selbst überlassen, in dem mir neuartigen und anlockenden Leben der Stadt dahin. Ein zweiundzwanzigjähriger, gesunder, naiver Bursche mit leidlich empfänglichen Sinnen, voll Vertrauensseligkeit und ohne jegliche Welterfahrung, so lebte ich und vagirte von einem Tag zum anderen, von einer Stadtergötzung zur anderen, so weit es meine Mittel erlaubten.

Wo ich die ersten vier oder fünf Tage, die ich in Graz zugebracht, gewohnt und geschlafen, das weiß ich heute nicht mehr sicher anzugeben, ich vermuthe, bei einem jungen Schriftsetzer namens Robert Wagner, der mir von allem Anfange seine treuherzige Freundschaft entgegengebracht hatte. Fast wahrscheinlich ist es mir, daß ich gar nirgends wohnte, meine paar Sachen aber in Wagner's Stübchen, welches er in Aftermiethe besaß, liegen gelassen hatte und nur gelegentlich in demselben ein wenig schlief. Ich weiß nur, daß ich einmal die ganze Nacht mit Wagner, der zu allem Abenteuerlichen aufgelegt war, auf dem Schloßberge herumstrich und über Gott und Unsterblichkeit der Seele stritt. Der junge Schriftsetzer war nämlich ein hartgesottener Freigeist und das bekümmerte mich so tief, daß ich ihn bekehren wollte. Bei jenen Gesprächen, vom Gegner scharf angespornt und in die Enge getrieben, entdeckte ich zu meinem innerlichen Staunen, daß ich eigentlich selber ketzerische Anwandlungen hatte und an — die Seelenwanderung glaubte. Ob diese Stimmung nicht

in der Wandlung, die zu jener Zeit mit mir vorging, ihren Grund hatte?

Auf das Drängen Svoboda's und Reininghaus' nahm ich endlich ein Zimmerchen auf; zudem bekam ich einen Instructor, der mich täglich eine Stunde im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Die übrige Zeit war ich frei, und damit mir das Warten auf eine geordnete Schule nicht zu langweilig wurde, unterhielt ich mich so gut es ging. Ich strich in der Stadt und Umgebung herum, ich ging in die Kirche zu Gottesdiensten, ich begleitete pomphafte Leichenzüge auf den Friedhof; in den Beiseln, wo Bänkelsänger waren, genoß ich mein Mittags- und Abendbrot und machte Bekanntschaften, die freilich eine Woche selten überdauerten. Der Theaterdirector Czernitz, der von dem „Naturdichter" gehört, wollte das Seinige thun, indem er mir freien Eintritt ins Thaliatheater (heutiges Theater am Stadtpark) bewilligte. Nun ging ich jeden Tag ins Theater; damals kamen eben die Offenbach'schen Operetten auf, an denen ich mich höchlichst ergötzte. In denselben fiel mir aber nur das Derbkomische in den Situationen und Gesprächen und die leichten flotten Arien auf. Weitere Reize habe ich nicht wahrgenommen, sondern wunderte mich nur, als mein Freund eines Tages sagte, ich sollte mich von der „schönen Helena" nicht verführen lassen.

Eigentlich wohl war mir aber bei diesem Schlaraffenleben nicht; ich fühlte nur zu sehr, daß es so nicht in Ordnung sei. Die Anforderungen meines Instructors machten mir zum Glücke viel zu schaffen. Ich faßte die rein theoretischen Gegenstände schwer auf und mein Gedächtniß war spröde; was ich heute gelernt, war in wenigen Tagen wieder dahin. Wo ich ging und stand, dachte ich an die Lehrgegenstände, und die Schwierigkeiten derselben verleideten mir allmählich jedes Ver-

gnügen. Und es war doch nichts weiter, als der sehr einfache Unterricht über die Grundregeln der Grammatik und Arithmetik. Wenn ich dachte, was ich mir alles aneignen müßte, um überhaupt nur zu den Gebildeten zu gehören, geschweige denn, um etwas zu leisten, war ich oft bis in die Seele verzagt. Eine Unterrichtsanstalt aber erschloß sich mir nicht. In eine Elementarschule wollte man den Bengel nicht stecken und für alle anderen Schulen hatte ich zu wenig Vorbildung. Ich vermuthe, daß meinem Doctor Svoboda manchmal meinetwegen angst und bang geworden sein mag. Was er thun konnte, das that er getreulich, er schrieb mir Lebensregeln vor, war mir Rathgeber in dem, was ich lesen sollte, ermahnte mich zur Strenge gegen mich selbst, zur Gewissenhaftigkeit, zum Fleiß, und weil er wohl sah, wie sehr ich Muth bedürfe, so wies er immer wieder auf „die schöne Zukunft“ hin, der ich entgegengehe. Fast täglich brachte ich ihm Proben von meinen Gedichten; er war mit den wenigsten zufrieden, blieb dabei, daß ich's besser könnte und vorwärts müsse.

Reininghaus hatte mir sein Haus mittlerweile ganz und gar geöffnet; doch war es von meiner Wohnung so entfernt, daß ich von solcher Güte nicht in vollem Maße Gebrauch machen konnte. Wöchentlich zweimal speiste ich bei ihm zu Mittag, durfte dem Zeichenunterrichte seiner Kinder beiwohnen und selbst mitzeichnen. Manchmal, wenn er mir Geld gab, glaubte ich ihm es gestehen zu müssen, daß ich fürchte, meine Fortschritte im Lernen möchten ihm nicht entsprechen, es ginge halt gar so schwer. Da pflegte er mir seine Hand auf die Achsel zu legen und zu sagen: „Ich gebe auf Fleiß und guten Willen mehr, als auf Talent. Bleiben Sie um Gotteswillen nur brav! Alles Weitere wird sich finden.“

Als ich fünf oder sechs Wochen so dahingelebt hatte, theilte mir eines Tages Doctor Svoboda mit, daß mich der Religionsprofessor der Grazer Handelsakademie kennen zu lernen wünsche. Derselbe wolle versuchen, mich als Gast in die Handelsakademie zu bringen, wo mir Gelegenheit geboten sei, ordnungsmäßig zu studiren. Der Professor hieße Rudolf Falb, sei auch ein Obersteirer, sei Dorfcaplan gewesen und erst vor Kurzem aus Kainach nach Graz an die Handelsakademie berufen worden, weil er ein sehr strebsamer und gelehrter Mann wäre.

Ich habe den Herrn Professor noch an demselben Tage besucht. Er war ein hübscher, freundlicher Mann im Priestertalare und nur um wenige Jahre älter als ich. Sein Zimmer war fast ringsum mit Büchern bestellt bis hinauf zur Decke; mitten im Zimmer stand eine große Weltkugel und ein mächtiges Fernrohr, woran er mir bald etwelches erklärte. Als er sich nach meinen Verhältnissen erkundigt und mich dann in eine Restauration zum Mittagessen geführt hatte, wobei ich sein Gast war, lud er mich ein, am Abend wieder zu kommen, da wolle er mir durch das Fernrohr den Mond und einige Sterne zeigen.

Von diesem darauffolgenden Abend kann ich mich nur erinnern, daß der Professor sich wunderte, wie so ich von der Gestalt des Mondes und von der Größe der Sterne nicht mehr überrascht sei.

„Ja," gab ich ihm zur Antwort, „ich wußte wohl, daß die Sterne in Natur viel größer sind als sie aussehen."

Hierauf belehrte er mich in einer überaus leichtfaßlichen Methode, wie diese Sterne viel größer seien, als unsere Erde, wie die Erde selbst so ein runder Körper wäre, der von einer Luftschicht umgeben im unendlichen Raum schwebe, daß

der Mittelpunkt der Erde für alle ihre Wesen und Dinge der Anziehungspunkt sei; die Richtung nach diesem Anziehungspunkt, dem Alles zufällt, was fallen kann, nennten wir Erdenbewohner „unten" im Gegensatze zu dem „Oben", das von der Erde nach allen Seiten hin im Himmelsraume ist.

Auch das überraschte mich nicht eigentlich, sondern ich fand es selbstverständlich, daß es so sei, und hierauf sagte der Professor, er würde trachten, mich in die Handelsakademie zu bringen.

Ein nächstesmal lud mich Rudolf Falb ein, seine Büchersammlung zu ordnen, insofern als ich die Werke der verschiedenen Sprachen sondern sollte; durch eine Uebersiedlung waren die Dinge in Unordnung gekommen. Nicht zehn Minuten bedurfte er, um mir die in das Auge fallenden Unterschiede und Eigenheiten der verschiedenen Sprachen, als griechisch, hebräisch, lateinisch, französisch, englisch u. s. w. begreiflich zu machen. Er hatte eine merkwürdige Art die Dinge mit wenigen Worten und Beispielen zu bezeichnen und zu erklären, und zwar so, daß man das einmal Verstandene gar nicht mehr vergessen konnte. Schon in nächster Zeit durfte ich mit Falb Ausflüge in die Umgebung von Graz machen, wobei wir fortwährend lustig über allerlei plauderten, und jedes Wort aus seinem Munde war Unterricht. Bei Gratwein war es, wo er eines Tages am Wegrain eine lebendige Natter mit freier Hand fing, und mir den Bau ihres Körpers, sowie ihr scharfes Gebiß zeigte und erklärte.

Um diese Zeit borgte und schenkte mir Falb auch Bücher und ließ sich angelegen sein, mich in der Auswahl meiner Lectüre zu leiten, und nun ging mir sachte ein Licht auf, daß es in der Literatur noch etwas Höheres giebt als Volks-

kalender und Zeitungsromane und Gebetbücher, so bislang meine Herzenslust gewesen waren.

Außerdem war Falb bestrebt, mich in Familien einzuführen, so beim Landesausschusse Dr. Reicher, bei Herrn von Rebenburg, an denen ich warmherzige Gönner fand und Freunde, die es bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Auch verschaffte er mir für das landschaftliche Theater eine beständige Freikarte, weil er wie Svoboda der Ansicht war, mir thäte nicht bloß die Schule noth, sondern auch die Bekanntschaft mit den großen Geistern der Völker und dem Kunstleben der Zeit. Und ich denke, das Letztere ist für mich nicht ganz unwichtig gewesen, hat mir Manches, was sonst Gymnasial- und Universitätsstudien bieten, lebendig ersetzt.

Um dieselbe Zeit war es, daß Professoren der Handelsakademie einen Cyklus von öffentlichen Vorlesungen veranstalteten, anfangs im Saale der Akademie und später, weil dieser zu klein geworden war, im landschaftlichen Rittersaale. So viel ich mich erinnere, las Professor Dawidowski über das Leben der Blume, Director Alwens über die Luft, Professor Bischof über den Menschengeist in Natur und Geschichte, Professor Winter über den Luftballon, Professor Falb, der den Anfang machte, hatte den Sternenhimmel zum Gegenstande seines Vortrages gewählt.

Zu diesen Vorlesungen erwirkte mir Professor Falb den freien Einritt, und zwar unter dem Vorwand, daß — was seine Vorlesung anbelange — er meiner Mitwirkung bedürfe. Der Professor hatte nämlich eine Anzahl großer Sternkarten, welcher er bei dem Vortrage für die Zuhörer zur Erläuterung bedurfte. Diese Karten hatte ich nun während der Vorlesung bei den betreffenden Stellen aufzuhängen oder abzunehmen, und zwar im Angesichte der vielen Menschen. Daß das

Selbstbewußtsein, welches diese wichtige Aufgabe in mir wachrief, kein geringes war, kann man sich denken. Es mag ja sein, daß ich die nördliche Hemisphäre einmal mit der südlichen verwechselte, oder das Planetensystem auf den Kopf stellte, doch das brachte weder das Weltall im Allgemeinen, noch den Professor im Besonderen aus dem Gleichgewichte. Der Professor hatte mich für meine Obliegenheit mit einem neuen Beinkleide und einem schwarzen Rocke ausgestattet, weil es doch zu fürchten gewesen, daß mein gewöhnlicher Anzug im Glanz der Legionen Sterne, denen ich so nahe war, nicht mit vollen Ehren bestehen dürfte. Dieses erste öffentliche Auftreten als Famulus des Astronomen hatte für mich zunächst den Vortheil, daß ich dadurch in jenen akademischen Dunstkreis gezogen wurde, in welchem ich meine allgemeine Ausbildung genießen sollte. Zudem regten mich die Gegenstände, vor allem der Vortrag über die Sternenwelt und das Leben der Blume mächtig an, und die fast weihevolle Stimmung, welche im hellerleuchteten Saale war und in welcher das Publicum den gewählten Worten der Vortragenden lauschte, warf einen wundersamen Nimbus auf die Wissenschaft, die sich mir hier sozusagen im Festgewande darstellte, nachdem ich von ihr bisher nur die Prosa der Sprachlehre und des Rechenbuches kennen gelernt hatte.

Im April desselben Jahres war's, nachdem ich an zwei Monate dieses wunderliche Leben geführt, als mir Professor Falb den Tag bestimmte, an welchem ich als Hospitant in die zweite Vorbereitungsclasse der Akademie für Handel und Industrie in Graz eintreten sollte. Dieses Institut, welches heute noch in Glanz und Ehren besteht, war damals ein paar Jahre früher von einigen opfermuthigen Kaufleuten und Industriellen der Landeshauptstadt gegründet worden. Die

Privatanstalt hatte keine Satzung, welche die Aufnahme eines armen, ganz ungeschulten, aber lernlustigen jungen Menschen verboten hätte. Und die Verwaltungsräthe, als die Kaufleute J. Kleinoscheg, Oberranzmeyer, Zeiler u. s. w., sowie die Professoren hatten Verständniß genug dafür, daß eine Verpflichtung da ist, Jedem, der etwas lernen will, dazu Gelegenheit zu bieten.

Professor Falb führte mich persönlich ein, stellte mich erstens den Lehrern vor und empfahl mich ihrer Nachsicht, stellte mich dann den Studenten vor, lauter Büblein von 12 bis 15 Jahren, deren größtes ich um Kopfeslänge überragte. — Sollte ich, sagte er beiläufig zu diesen, an Schulwissen vielleicht etwas zurückstehen, so könnte ich hingegen Gedichte machen und Sternkarten auf den Nagel hängen und wäre ein fleißiger Schüler. Im schwarzen, etwas schlotternden Gewand, die Haare glatt nach rückwärts gekämmt, die langen Arme an beiden Seiten hinabhängen lassend, so stand der Geselle da, der den Sternenhimmel auf den Nagel hängen konnte. Etliche der neuen Collegen wurden bald zutraulich und fragten den Professor, ob sie mich mit Schreibzeug oder gar mit Büchern beschenken dürften, was ihnen natürlich herzlich gerne gestattet war.

Falb trug in unserer Classe Deutsch und Religion vor. In ersterem schrieb ich die besten Aufsätze und machte die haarsträubendsten orthographischen Fehler; in letzterer, was den Katechismus und die kirchlichen Gebräuche anbelangt, wußte ich mehr, als die ganze Classe zusammen. Das hatte ich noch von heim mit.

Falb's Religionsunterricht war freilich kein gewöhnlicher. Vom obligatorischen Katechismus ausgehend, verweilte er gerne bei der Unendlichkeit und Allmacht Gottes. Er sprach

von Gottes Größe im Weltall, von Gottes Wunderkraft im regelmäßigen Lauf der Gestirne, von Gottes Majestät im Sturm des Meeres und im Beben der Erde. Er erläuterte uns hierauf solche Naturerscheinungen und sagte einmal, daß der Mond und die Gestirne am Himmel Anziehungskraft ausübten auf die Erde, was auf den Meeren Fluth und Ebbe zur Folge habe. Und er sagte, daß bei einem richtigen Zusammenwirken mehrerer Gestirne am Himmel auch im Innern der Erde, welches ja flüssig sei, Fluth und Ebbe entstehen könne, daß dabei Explosionen im Erdinnern stattfinden könnten, welche möglicherweise die Ursache mancher Erdbeben wären. — So waren die Schüler der Grazer Handelsakademie vielleicht die Ersten, welche die Grundzüge von Falb's Erdbebentheorie vernommen haben.

Ich fand in solchen Abschweifungen keinen Mißbrauch des Religionsunterrichtes, im Gegentheil, ich habe bei keiner Predigt und Christenlehre eine solche Ehrfurcht vor der Größe des Weltschöpfers empfunden, als in den damaligen Religionsstunden der Akademie. Die aufmerksameren Schüler pflegte der Professor damit zu belohnen, daß er sie einlud, an heiteren Abenden zu ihm zu kommen, um durch das Fernrohr den Himmel zu betrachten. Falb hatte damals in dem sogenannten Keplerthurm (in der Stempfergasse zu Graz, wo einst der große Astronom Johannes Kepler den Studien oblag) sein Fernrohr aufgestellt. Und in diesem Thurme kamen wir — die Fleißigeren — zusammen, um unter unseres Professors Erklärungen die Wunder des Himmels zu betrachten. Wie froh erregt war er, wenn wir im Monde gewisse Spitzen und Krater, oder beim Saturn den Ring, oder in der Milchstraße besondere Sternhaufen sehen konnten, auf die er uns aufmerksam gemacht. Da Falb an mir ein gewisses Zeichen-

talent entdeckt haben wollte, so lud er mich eines Tages ein, mit ihm eine große Mondkarte nach der Natur zu zeichnen. Die Karte fiel zwar nicht zur Zufriedenheit aus, aber Falb lachte und sagte: „Nicht darauf kam es mir an, daß Sie den Mond mit seinen Kratern aufs Papier, sondern daß Sie ihn in Ihr Gedächtniß zeichneten. Da haben Sie ihn nun hoffentlich d'rin."

Da der Religionsprofessor gleichzeitig auch unser Beichtvater war, so konnte unter Anderem der bekannte Beichtzettelverschleiß auf unserer Anstalt nicht floriren. Ein Beichtkind, das die Sache etwas tiefer nahm, konnte erfahren, daß der Mann nicht allein in die Geheimnisse der äußeren, sondern auch in jene der inneren, der menschlichen Natur zu schauen vermochte. Manchmal mögen die Geheimnisse des Menschenherzens wohl grauenhafter sein, als jene des glühenden Erdinnern. Im Ganzen mochte ihm vielleicht die Menschenseele als steriler Boden erscheinen, und ich glaube es wohl, daß dieser Forschergeist sich allmählich von dem Amte des Priesters ab- und dem des Gelehrten zuzuwenden begann.

Kaum länger als ein Jahr genoß ich auf der Akademie seinen Unterricht, dann nahm er eine Erzieherstelle an, welche ihm mehr Freiheit und Muße für seine Studien gewährte und deren Pension ihn später in Stand setzte, sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Mit der Oeffentlichkeit verbanden ihn noch die von ihm herausgegebene astronomische Zeitschrift „Sirius" und seine Vorlesungen über Sternkunde und Erdbeben.

Daß Rudolf Falb hierauf zum Protestantismus übergetreten ist und in den Siebzigerjahren eine große Reise nach Südamerika unternommen hat, ist bekannt. Diese Reise dauerte über drei Jahre. Falb wanderte ein halbes Jahr in

Chili, zwei Jahre in Peru und Bolivien umher und lebte längere Zeit bei den Kitschua- und Aimara-Indianern auf dem Hochlande der Cordilleren; er bestieg mehrere der größten Vulcane, u. A. den Misti (bei Arequipa), auf dessen 17.000 Fuß hohem Gipfel er drei Tage und drei Nächte hintereinander seine wissenschaftlichen Beobachtungen anstellte. Er bereicherte aber nicht nur seine Erdbebenkenntnisse, sondern machte auch interessante Funde auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft und Archäologie. Ueber Californien, wo ihn eine schwere Augenkrankheit, welche sich Ausländer oft bei längerem Aufenthalte auf den Cordilleren zuziehen, auf ein langes Krankenlager warf, und über Nordamerika kehrte Falb im März 1880 nach Europa zurück, wo übrigens die Zeitungen bereits seinen Tod durch Indianerhand fälschlich gemeldet hatten. Seine Erdbebentheorie war mittlerweile so bekannt geworden, daß der heimgekehrte Forscher neben derselben mit seinen vergleichenden Sprachstudien, zu welchen ihn die Reise angeregt, nicht recht in den Vordergrund kam. Laut sprachen für Falb die gewaltigen Erdbeben von Belluno (1873), von Agram (1880), in Griechenland und Nordamerika (1886) und an der Riviera (1887). Der Forscher hatte diese Erdbeben fast genau vorausgesagt.

Um von der Weltreise auszuruhen, hatte Falb in seinem stillen Heimatsorte Obdach, wo er 1838 geboren, sich niedergelassen. Da er als Forscher so viel für die Menschheit geleistet hatte, wollte der Mann von seinen Rechten nicht zurückstehen; aus dem ehemaligen katholischen Priester wurde ein glücklicher Familienvater. Aber das sahen manche seiner Landsleute nicht gern, und wie es von Uebel ist, wenn irgendwo ein geschnitzter Herrgott steht, den die Leute noch als Birnbaum gekannt haben, so ist es nicht minder von

Uebel, wenn irgendwo ein Birnbaum steht, den die Leute einmal als Herrgott angesehen haben. So hat der Gelehrte eines Tages Weib, Kind und Kegel zusammengepackt und ist ausgewandert.

Heute lebt Rudolf Falb in Berlin, umgeben vom Nimbus des Erdbebenpropheten. Ich glaube, daß diese Erinnerung an seine Priesterzeit manchem von Interesse sein dürfte. Lieb ist mir die Gelegenheit, es laut aussprechen zu können, wie wesentlich Falb in mein Leben gegriffen, und daß er zu den Schutzgeistern gehört, die mich damals aus Gefahren den rechten Weg geleitet haben.







Gottfried Ritter von Leitner.

Im Vergleiche zu anderer Dichter Erdenwallen war Gottfried Ritter von Leitner's Leben eine wahre Idylle. Freilich, dornig war auch sein Pfad, wessen Pfad wäre das nicht! Und besonders Dichter haben ein wehleidiges Herz, und die Rosen, das Morgenroth, wovon sie singen, malen sie gleichsam mit Blutstropfen, welche die Dornen des Lebens an ihnen vergossen haben.

Leitner's größtes Glück und tiefstes Leid fiel in seine frühen Mannesjahre. Mit seiner jungen innigst geliebten kranken Gattin Caroline reiste er nach Italien, doch anstatt Gesundheit fand sie dort den Tod und der Dichter führte die todte Geliebte auf weiten Wegen der Heimat zu, „wo nordwärts am Strande der schönen Adria, am grünen Rande der Alpen, ihr gelobtes Land gelegen. Dort deckt im Frieden sie des deutschen Vaterlandes heilige Erde“.

Seitdem war Leitner einsam und blieb es. Zurückgezogen, aber nicht weltscheu, kränklich, aber nicht klagend, so lebte er still dahin. Sein erstes Buch, die „Gedichte“, das seinen Ruf begründete, erschien in frühen Jahren. Die Zeit seiner amtlichen Arbeit, welche er unter dem hohen Gönner Erzherzog

Johann dem Wohle des Landes weihte, war nun vorüber, er war in den Ruhestand getreten, um sich der Beschaulichkeit, der Literatur und stillem Wohlthun zu widmen. Die sengende Glut des lärmenden Ruhmes hat Leitner nie erfahren, auch von literarischen Anfeindungen und Kämpfen war er stets verschont geblieben. Unangefochten und unbeneidet hatte der steierische Uhland seinen ruhigen Ehrenplatz inne auf deutschem Parnaß; Leitner's Lorbeer brannte nicht die Dichterstirn, er kühlte sie. Manches Jahr verging, daß in allen Wipfeln Ruh war und Leitner's Name nicht genannt ward in deutschen Landen. Vergessen werden ist ein herbes Geschick für den Dichter, der seines Werthes sich bewußt ist; es hatte manchmal den Anschein, als wäre unserem Poeten, dem Meister deutscher Balladendichtung, solches Los beschieden, aber er klagte nicht, immer bewahrte er seine freundliche, heitere Ruhe der Seele, von Verbitterung gegen die undankbare Welt, oder gar von Mißgunst gegen jüngere Sangesgenossen war bei ihm nichts zu spüren.

Vor etwa sechsundzwanzig Jahren habe ich Leitner kennen gelernt. Schon zu jener Zeit war sein schlichtes Haar und sein buschiger Schnurrbart ein wenig grau. „Es freut mich," sagte er damals, „daß ich, der sangesmüde Greis, dem sangesfrohen Jüngling die Hand drücken darf, daß die vaterländische Poesie frischen Nachwuchs hat." Ich dankte ihm manches. Als Vorstand der Zweig-Schillerstiftung in Graz erwirkte er mir damals ganz aus eigenem Antriebe ein Stipendium von 150 Thalern, ein Betrag, der im richtigen Augenblicke — möchte fast sagen — entscheidend für mich geworden ist.

Leitner wohnte damals in einem alten Hause der Schmiedgasse in Graz, später hat er die düstere Wohnung verwechselt für eine sehr freundliche am Karl Ludwigsring, deren Fenster

ins Grüne gingen und viel Sonne hereinließen. Die drei Stock, welche der siebzig-, achtzig- und endlich fast neunzigjährige Greis hinaufsteigen mußte, thaten ihm nicht viel, und daß seine Freunde diesen steilen Weg nicht etwa manchmal umsonst machen mußten, dafür hatte er ein Mittel erfunden. Wenn an seinem Fenster das weiße Tüchlein flatterte, so stieg man nicht hinauf, dann war er nicht zu Hause. Viele Sommer hindurch verbrachte er in Römerbad, wo er sich stets erholte. In den letzteren Jahren aber ward ihm das Reisen mühesam und da meinte er, es wäre auch in Graz schön und gesund, und er blieb, von der fürsorglichen Haushälterin treu gewartet, in seinem freundlichen und ruhigen Heim. Der Hauptzug seines Wesens in den letzten Jahrzehnten war Resignation. Wohl freute er sich noch des Lebens, sein Geist war wunderbar frisch, sein Gedächtniß gut, sein Herz dichterisch schaffend geblieben, aber — „ich bin zu jeder Stunde bereit," sagte er, „es sind sehr viele Anzeichen und sie mehren sich von Tag zu Tag, daß meines Bleibens nicht mehr lange ist."

Etlichemale im Jahre war für mich besondere Gelegenheit, den alten Herrn zu sehen. Als Obmann der Zweig-Schillerstiftung pflegte er die Vorstandssitzungen in seiner Wohnung zu veranstalten und die Mitglieder des Vorstandes dahin einzuladen. Da waren seinerzeit Moriz Ritter von Kaiserfeld, Doctor Rechbauer, Graf Gleispach, Professor Karajan, Professor Fritz Pichler, Bureaudirector Dr. Feill, Peter von Reininghaus, Universitäts-Buchhändler Lubensky und meine Wenigkeit. Es ging an dem mit vielen Lichtern feierlich beleuchteten Tische allemal recht ernst und würdig her und Leitner betrieb die Sache mit Eifer und der strengsten Genauigkeit; ihm vor allem war es zu verdanken, daß die in Graz einst von Karl von Holtei gegründete Zweig-Schiller-

stiftung zu einer schönen Blüthe gelangte, und bei dem in ganz Deutschland verbreiteten Verein eine gewichtige Stimme hatte.

Bei der Gründung des Anastasius Grün-Denkmales in Graz betheiligte Leitner sich sehr lebhaft und sprach manches scharfe Wort. Es wollte ihm nicht recht gefallen, als für das Denkmal eine Inschrift vorgeschlagen ward, die in erster Linie den Grafen, in zweiter den Politiker und in dritter Linie erst den Dichter betonte. Ich habe auch guten Grund zu bezweifeln, daß er Beifall zollte, als in späterer Zeit bei der Geldsammlung für das Denkmal Hamerling's der Aufruf fast nur den nationalpolitischen Gelegenheitsdichter betonte, wodurch die größten Werke Hamerling's in den Hintergrund geschoben wurden. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, als ob Leitner dem nationalen Gedanken ferne stand, im Gegentheil, herrliche Gedichte hat er geschrieben zu nationalem Trutz und Ruhm, und oft brachte er in Gesprächen seine bange Sorge für die Deutschen in Oesterreich zum Ausdruck.

Ich besuchte den Dichtergreis in den letzten Jahren nur selten, und zwar aus Besorgniß, daß in seinem hohen Alter Besuche ihn ermüden könnten. War man aber einmal bei ihm, so kam man sobald nicht wieder fort. Er sprach, einmal angeregt, sehr gerne und sein Gespräch ging gleichmäßig wie ein geruhigter Fluß. Gottfried Ritter von Leitner, der fast ein Menschenleben lang der Zeitgenosse Goethe's gewesen und seither eine gewaltige Epoche der Entwickelung durchlebte, hatte für die öffentlichen Vorgänge der Zeit, die er mit klarem Auge verfolgte, seine sichere Meinung, und wo er eine solche sich nicht gebildet, da ließ er sich gerne unterrichten. Der Grundzug seiner Weltanschauung war etwa das, was man den josefinischen Geist nennt. Freiheit, Toleranz, Wohlwollen,

Gewissenhaftigkeit waren die Hauptmotoren seines Lebens. Gerne erging er sich in Erinnerungen an seine Jugendzeiten. Er pflegte zu erzählen von dem Einbruche der Franzosen in Steiermark, wie er als neunjähriger Knabe vom Grazer Rathhausbalkon aus den einziehenden Welschen die Faust wies; er wußte zu sagen von der geistestodten Epoche Metternich's, von der Censur, die jeden Dichter lähmte, von den Kämpfen der Revolution, von den patriotischen Bestrebungen Erzherzog Johanns. Bei solchen Erinnerungen waren seine Züge bewegt und verklärt.

Sein Kopf mit der ziemlich starken Nase und dem buschigen Schnurrbart konnte zwar nicht als regelmäßig schön gelten, aber in seinem Antlitze lag die Schönheit der Seele, das Vergeistigte und Liebreiche. Man mußte Zutrauen zu ihm haben. Seine Augen, von denen er in letzter Zeit oft behauptete, daß sie ihn verlassen wollten, blickten freundlich und energisch zugleich, seine Ausdrucksweise war stets mild und bedachtsam, sein ganzes Wesen schlicht und bescheiden. Seine Wohnung, aus ein paar Zimmern bestehend, wies keinen Luxus auf, hatte nur Einrichtungsstücke und Gegenstände, die zu seiner Vergangenheit in Beziehung standen. An der Wand hingen die Bilder seiner Eltern, seiner Frau und auch sein eigenes aus jungen Jahren.

Einmal theilte Leitner mir mit, daß er durchaus nicht so einsam sei, als man etwa glaube. Er verkehre so oft er wolle mit seiner Frau Caroline, die er rufe, die ihm erscheine und die ihn weise, wenn er unsicher sei und sich keinen Rath wisse. — Das war nun wohl nicht der gewöhnliche abergläubische Spiritismus, der mit Kleinem, Sinnfälligem zu spielen pflegt, sondern die innige Gläubigkeit und Sehergabe, die jedem echten Dichter gegeben ist.

So selten Leitner seit vielen Jahren in die Oeffentlichkeit trat, die Steiermark vergaß seiner nicht. Nur drei Bücher hatte er geschrieben, aber das waren vollwichtige, einen Dichter offenbarende, auf den wir stolz sein können.

Im Spätherbste 1870 mußte der Dichter ein Fest über sich ergehen lassen. Er war siebzig Jahre alt geworden und noch jugendlich frisch und munter; zu gleicher Zeit waren seine „Herbstblumen“ erschienen, das gab Anlaß genug zu einer frohen und erhebenden Feier, die mit einem Festessen endigte, an welchem der schlichte Jubilar froh erregt theilnahm.

Und als das Jahr 1880 war, lebte der Dichter immer noch unter uns. Der Achtzigjährige brachte uns die „Novellen“*) und manch Anderes mit, wovon er aber in seiner Bescheidenheit sagte, daß es keinen anderen Werth habe als den des Andenkens. Wir begingen ein Gedenkfest, welches ernst und weihevoll war, der Gefeierte konnte „der vorgerückten Jahre wegen“ persönlich nicht mehr daran theilnehmen. Jene aber, die zu ihm gingen, um den Ausdruck der Verehrung ihm zu bringen, erzählten von der Rüstigkeit und Frische, welcher der Jubilar sich noch erfreute. Doch wunderte er sich fast ob der Feier. „Es ist doch die lange Zeit her gar so still um mich gewesen,“ sagte er, „und nun mit einemmal bricht's los — wie soll ich das verstehen?“ — Ja freilich, von Solchen, die ihre Jubelfeier selbst vorbereiten und dann öffentlich damit prunken, war unser Leitner keiner!

Darauf verfloß wieder fast ein Decennium. Und als Gottfried Ritter von Leitner in sein 90. Lebensjahr trat, fanden unter Hans Brandstetter's Anregung die Künstler, Schriftsteller und Dichter der Steiermark sich zusammen, um

*) Wien, A. Hartleben.

dem Greise ein Zeichen ihrer Liebe zu geben. Der Nestor war immer noch aufrecht, aber uns schwante, als dürfte die Vollendung der neunzig Jahre mit unserer Kundgebung nicht mehr abgewartet werden. Als ihm die Adresse am 18. November 1889 übergeben wurde, sagte er: „Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie des alten Einsiedlers nicht vergessen. Ein wenig zu früh gratuliren Sie mir zu meinen neunzig Jahren. Nun, es ist schon recht so."

Ach freilich war es recht so. Sieben Monate später standen wir an seiner Bahre.

Am längsten Tage des Jahres, da das Licht nicht auslöschen will auf der blühenden Erde, haben wir ihn hinabgesenkt in die Nacht des Grabes. Es geschah unter Sturm, Blitz und Donner, als wollte die Natur dem edlen Sänger einen gewaltigen Trauerchoral weihen.

Und also waren es innerhalb Jahresfrist drei Lieblinge, die von uns gingen: Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Gottfried Ritter von Leitner. Wenn wir bei dem Tode des Ersten erfüllt waren von bitterster Trauer, wenn bei dem jähen Sterben des Zweiten ein Schrei des Schreckens über unsere Lippen sprang: an der Ruhestätte Gottfried Leitner's war es ein Gefühl sanfter Wehmuth, das uns bewegte. Er hat als Dichter und Mensch sein Leben erfüllt, keine Anklage und keine Bitterkeit entweiht sein Andenken.







Karl Morre.

Bei Poeten und Künstlern pflegt das Sprichwort „Gleich und Gleich gesellt sich gern" nicht zuzutreffen, solche Leute suchen — unter dem Banne eines allerdings merkwürdigen Geschmackes — gerne jeder für sich ihre Kreise von Laien, in denen sie Vorsitz und Vorwort haben und Huldigungen entgegennehmen. Wenn aber doch einmal ihrer zwei alte Poeten gemüthlich beisammenhocken und plaudern, so bedeutet Solches, daß sie sich besonders gut verstehen müssen. Und so geschieht es manchmal, daß zwei heimische Poeten beim Glase Wein zusammensitzen und munter miteinander plaudern.

Die beiden Poeten sind der Verfasser des „Nullerl" und meine Wenigkeit. Wir regen uns gegenseitig an und mir thut es wohl, die Gedanken auszutauschen mit Einem, der das Landvolk so gründlich versteht und so herzhaft lieb hat, wie Morre. In städtischen Kreisen kommt ein richtiges Verständniß für den Bauernstand selten genug vor, und fast noch seltener eine treue Freundschaft und Neigung zu ihm, so oft auch mit diesen Dingen geflunkert wird. Wenn wir Beide vom Landvolke sprechen, so betont Morre gewöhnlich die praktische

und ich die ideale Seite desselben, derart vervollständigen wir uns gegenseitig. Man müßte aber, wenn Morre da ist, den Sack voll Stiften bei sich haben, um die zahllosen köstlichen Ideen, die in seinen guten Stunden fortwährend aus seinem Haupte sprudeln, festzunageln. Man könnte ihm gelegentlich mit seinen eigenen Früchten ein großes Geschenk machen, denn die Gedanken verflüchtigen sich bei ihm so rasch als sie entstehen, und sich Etwelches aufzunotiren, wie es einem haushälterischen Geiste anstünde, das kommt ihm nicht im Entferntesten bei. Es ist ein Verdienst (dieses Verdienstes rühme ich mich um den Freund), ihn auf manche Perle aufmerksam gemacht zu haben, die er leichtfertig verstreut, bis er sie dann doch beachtete und seinem Schatze beigab. In der That, von den Ideen, die Morre täglich verschwendet, könnte ein Dutzend dramatischer Volksdichter und Librettenschreiber leben. Wie Karl Morre mit dem lieben Herrgott auf gleich kommen wird, wenn ihn der am jüngsten Tage nach der Ausnützung seiner anvertrauten Talente fragt, das weiß ich nicht. Das Beste, was der Herr vorläufig für ihn thun kann ist, daß er ihm von Zeit zu Zeit eine Sintfluth schickt; geht dem Dichter das Wasser an den Hals, dann erinnert er sich der Schätze, die in ihm stecken, und er schreibt prächtige Volksstücke. Die „Familie Schneck", die „Frau Räthin", die „Statuten der Ehe", das „Nullerl", der „Regimentsarzt" sind lauter durch Sinthfluthen hervorgeschwemmte Perlen.

Es ist ja seltsam, daß Morre nach einem höchst wandelbaren Leben, in welchem er alle Kreise des Volkes kennen gelernt, in die Oeffentlichkeit trat, erst als er ein halbes Jahrhundert hinter sich hatte, und seither in aufsteigender Kraft literarisch thätig ist. Man bezeichnet das „Nullerl" als sein bestes Stück; in Bezug auf den Gehalt ist es das gewiß.

Seine Liebe zu der arbeitenden Classe und zu den Opfern der Arbeit, die uns besonders in den Landarmen, den „Einlegern", vor Augen leben und darben, wußte das Volk zu würdigen; man hat Morre in den steiermärkischen Landtag und bald darauf in den Reichstag gewählt. Auch dort trat er lebhaft für die Landarmen ein und schlug eine neue Armenversorgung vor. Jeder bäuerliche Dienstbote sollte dazu verhalten werden, alljährlich einen gewissen kleinen Betrag einzuzahlen, um im Alter oder im Falle der Arbeitsunfähigkeit eine entsprechende Pension beziehen zu können. So viele Stände haben ähnliche Einrichtungen, aber der Landtag, in dem freilich kein Einleger sitzt, verhielt sich Morre's Antrag gegenüber frostig wie ein Allerseelentag. — Da mögen wohl Augenblicke gewesen sein, in welchen der Mann Heimweh hatte nach der Bühne, auf der er besser Bescheid wüßte als im Parlamente, wo der naive Volksredner vielleicht einmal einen hübschen Effect erzielt, das Feld aber doch den Diplomaten gehört. Da hatte freilich das „Nullerl" auf der Bühne ein dankbareres Publicum, obwohl es in den Fauteuils und Logen immerhin auch Leute giebt, die im Null-Annerl keinen anderen Zweck sehen, als daß er durch seine Armuth und Demuth die Herrschaften belustige.

Wie Morre die Leute belustigen kann, das steht auf einem anderen Blatte. Vor einigen Jahren war es, als an einem schönen Sommertage Morre und ich in meine Waldheimat Alpel fuhren. Nach zweistündiger Fahrt hatten wir einen steilen Berg zu Fuße zu bewältigen, was meinem Freunde gerade nicht zu behagen schien. Ich hatte den steilen Hang dem ebeneren, aber viel weiteren Umweg vorgezogen, was meinem Genossen zuwider war. Als wir zum Hause kamen, war er sehr erschöpft und ließ sich in der Stube sofort

auf eine Bank nieder, mit Athemnoth ringend. Sein Puls schlug heftig, an der Stirne standen ihm Schweißtropfen. „Ich weiß nicht," bemerkte er endlich, „ich weiß nicht, was das ist, mir schwumerlt's vor den Augen, blau ist alles. Und meine Finger der rechten Hand hier —"

„Was ist's damit," war meine besorgte Frage.

„Ich fühle sie nicht, nur so bremseln thun sie und kalt werden sie. Und — blau ist alles. Wasser!"

Ich eilte hinaus zum Brunnen um frisches Wasser. Während der Krug unter der Quelle stand, hörte ich hinter dem Hause ein helles Jauchzen. Wer da so schreit, wenn man keinen Augenblick sicher ist vor einem Unglück! dachte ich. Als ich hernach mit vollem Kruge dem Hause zulief, um den armen Freund zu laben, nahm ich wahr, daß das hellklingende Jauchzen und Jodeln aus dem Stubenfenster kam, und daß es mein lieber Sterbender war, der seine Lust so voll und frisch hinausklingen ließ in die Gotteswelt.

Noch schlug freilich mir der Puls heftiger als ihm, meine Glieder zitterten, aber ich verzieh ihm gern sein Komödiantenstückel, umsomehr, als er dabei ja selbst eingestanden: blau wäre alles. — So hatte er sich für den steilen Berg gerächt, den ich ihn muthwillig herangeschleppt.

Das Jauchzen und Jodeln währte nun mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Abend und am nächsten Tage. Er ging in den Wäldern herum und sang, er ging auf den Höhen dahin und jauchzte. Die wenigen Leute, die noch in der Gegend sind, wunderten sich baß darüber und fragten einander, wer den in solchen Zeitläuften noch so lustig sein könne auf dieser Welt? — Mit allen Rindern und Kindern, die mein Freund unterwegs begegnete, band er an und an letztere verthat er sein ganzes Taschengeld. Nach Hirschen

und Hasen lugte er aus und meinte, sich einfältig stellend, die Jäger hätten ganz recht, daß sie Jagd hielten nach solchen Thieren, die dem Bauer die Felder abgraseten! An den Bäumen kletterte er empor und schaukelte auf denselben und trällerte und sang dabei. Seit vielen Jahren war ein so lustiger Mensch nicht mehr umgegangen in der Gegend.

An demselben Tage war's, daß ein Herr aus Norddeutschland nach Krieglach kam, um mich zu besuchen. Mein Knabe begleitete ihn nach Alpel, wo er mich im Waldhause fand. Er war entzückt über die Berge, über die Wälder und Wiesen und Bäche, über die weidenden Heerden und barfüßigen Hirten und vor allem über das Singen und Jauchzen, das von dem gegenüberliegenden Berge herabklang.

„Ach, dieses Waldleben, dieses idyllische Waldleben!" rief der nordische Gast ein- ums anderemal, „und so munter singt bei uns im Plattland kein Bauer als hier!"

„Wen Sie da jodeln hören —"

„Jodeln!" rief er, mich unterbrechend, „jodeln ist das! Ach, du lieber Himmel, das Jodeln! Wie schön! Wie schön!"

„Wen Sie da jodeln hören," fuhr ich fort, „das ist kein Bauer."

„Also eine Bäuerin!" rief er, „wohl gar eine Sennerin! Ach Gott, wie nett!"

„Wen Sie da jodeln hören, das ist ein Dichter."

„Ein Dichter?" fragte der Norddeutsche überrascht, „jodeln hier auch die Dichter?"

„Eigentlich nur mehr die allein," war meine Antwort.

„Na, hören Sie!" lachte er auf. „Das thun sie bei uns nun eben nicht. Es jodelt Paul Lindau nicht, es jodelt Oskar Blumenthal nicht, es jodelt Friedrich Spiegelhagen

nicht, ja nicht einmal Klaus Groth oder Theodor Storm. — Es ist das wohl so 'n Schnaderhüpfel-Dichter?"

„Nicht eigentlich. Es ist unser dramatischer Dichter Karl Morre, der zum Beispiel das „Nullerl" geschrieben hat."

Jetzt machte mein Gast einen Sprung in die Luft — vor lauter Ueberraschung. Das „Nullerl" hatte ihn erst vor Kurzem in Dresden entzückt und er war außer sich vor Vergnügen, als er nun im Waldgebirge den Verfasser desselben persönlich kennen lernte.

„In diesem Lande wachsen also die Dichter auf den Bäumen!" bemerkte er, als er die kräftige Figur des Poeten auf einer schlanken jungen Fichte sich schaukeln sah.

„Werd' bald unten liegen!" rief dieser oben, „und wenn's der Schiller oder der Goethe ist, der da unten steht, wenn ich auf ihn d'rauffall' so schlag' ich ihn todt!"

„Ob der kleine Oskar Blumenthal in Berlin auch so anmaßend wäre?" fragte ich den deutschen Bruder.

So ergab sich alsbald zwischen uns Dreien der munterste Verkehr. Der Dichter des „Nullerl" wollte die Waldnatur nicht viel durch gesellschaftliche Formen compromittiren und so kam an ihm wohl einmal die ganze kernige Bauernnatur heraus, die man in der Stadt weislich bezähmen muß und nur auf der Bühne loslassen darf.

Wir treiben auch ernsthafte Sachen.

Da war es eines Abends bei einem Glase Wein, daß wir zu sprechen kamen über unsere Volksschule. Diese liegt uns wohl Beiden am Herzen, weil wir wissen, daß die unteren Volksclassen nur durch die Schule stark und klug werden können im Kampfe gegen ihre Widersacher. Jeder Volksfreund hat Ursache, die Kräftigung der geistigen wie materiellen Widerstandsfähigkeit unseres Landvolkes zu wünschen.

Aus meiner Kindheit kann ich mich erinnern, daß, wenn in unserer Berggemeinde Alpel des Werktages ein dringender Botengang nach Krieglach war, sich jede Magd weigerte, ihn zu machen; sie fürchteten sich vor den Schulknaben in Krieglach! Diese pflegten nämlich zur Mittagsstunde auf den Gassen und entlegeneren Steigen den Weibsbildern nachzulaufen und sie durch Geheul, Bewerfen mit Koth oder Schnee, oder durch Hin- und Herreißen an den Kleidern und andere Allotrias „auszuhetzen", wie der technische, in der ganzen Gegend bekannte Ausdruck lautete. Es hat's damals Keiner öffentlich erzählt, wie es mit der Sittlichkeit der Schuljugend bestellt war, sonst wären bisweilen grauenhafte Sachen ans Licht gekommen! — So schlimm ist es heute wohl nicht, gerade in den Dorfschulen ist ein großer Umschwung zum Besseren eingetreten, welchen Jeder bestätigen kann, der beide Epochen der Schule vorurtheilslos beobachten konnte.

Einer Meinung sind wir darüber, daß eine Hauptsache bei dem Lehrer und Erzieher die Würde ist, der ruhige Ernst, die gemessene Ueberlegenheit.

Da erzählte Morre einmal folgende Geschichte:

Zur Zeit, als Kaiser Josef II. noch auf Erden wandelte, wurde ihm gelegentlich erwähnt, daß weit drinnen im Gebirge, in einem sehr entlegenen Dorfe, eine Schule sei, die geradezu musterhaft genannt werden müsse. Da er wiederholt und wiederholt von dieser Schule und dem trefflichen Lehrer hörte und seine Reise ihn einmal in die Gegend führte, so beschloß er eines Tages, das Gebirgsdorf aufzusuchen, um sich von der rühmlichen Wahrheit selbst zu überzeugen.

Kaiser Josef kam in das Dorf, allein und schlicht wie er war, trat er in die Schule. Die Bänke waren gleichmäßig besetzt von Kindern; vorn an einem Tische saß ein altes,

hageres Männlein mit weißen Haaren, auf dem Scheitel ein schwarzes Sammtkäppchen, weil er vielleicht empfindlich sein mochte gegen Erkältungen des Hauptes.

Als der Kaiser, der sich nicht erkannt wähnte, zur Thür hereintrat, stand der alte Schulmeister auf, zog sein Käppchen vom Haupte und verneigte sich ruhig vor dem Eintretenden. Dann wendete er sich gegen die Jugend und sagte: „Kinder, stehet auf. Den Mann, der jetzt zu uns hereingekommen ist, müsset Ihr verehren als den Höchsten nach Gott. Es ist Kaiser Josef II. Neigt Euch!"

Die Kinder standen auf, und als sie sich vor dem Eingetretenen verneigt hatten, winkte er mit der Hand: „Nun setzet Euch!"

Als das geschehen war, ließ sich auch er selbst nieder auf seinen Stuhl und setzte das Käppchen wieder auf.

„Da Eure Majestät zu uns gekommen sind," sagte der Lehrer nun, „so ist es vielleicht recht, wenn ich jetzt die Kinder ausfrage."

„Ja, das wünsche ich," sagte der Kaiser.

„Kinder," sprach der Lehrer, „wer heute gefragt wird, für den ist es eine große Ehre auf sein Lebenlang und er wird sich wohl die Fragen merken, die er vor dem Kaiser Josef beantworten durfte. Also kleiner Steg-Barthel, sage uns einmal, wie viel ist acht und drei?"

„Acht und drei ist eilf," antwortete der Knabe.

„Recht gut. Und nun Du, Michel," sagte der Lehrer und winkte einem noch kleineren, „wie viel ist sieben und sieben?"

Der Kleine erhob sich verzagt: „Sieben und sieben" — stotterte er, „sieben und sieben — ist, ist —"

„Sieben und sieben ist — vierzehne," sagte der Lehrer freundlich.

„— ist vierzehne,“ wiederholte der Knabe.

„Brav, Micherl,“ lobte ihn der Lehrer, „ja, ganz richtig, sieben und sieben ist vierzehne.“

So fuhr er fort, und wo eins stecken blieb, da half er ihm weiter, weil er die Kinder vor dem Fremden nicht beschämen wollte.

Als der Kaiser so eine Weile dem Unterrichte beigewohnt und gesehen hatte, daß in Allem die Ordnung eine genaue, das Benehmen ein sehr anständiges, die Achtung vor dem Lehrer eine überaus hohe und sein Verkehr mit den Kindern ein so zartsinniger war, sprach er zu diesem: „Nun habe ich mich überzeugt, daß der gute Ruf, der mir von dieser Schule zu Ohren gekommen, ein gerechtfertigter ist. Ich spreche Ihnen, lieber Herr Lehrer, meine volle Zufriedenheit aus. Leben Sie recht wohl!“

Als der Kaiser sich nun anschickte zu gehen, standen auf des Lehrers Wink die Kinder wieder auf; der Lehrer lüftete das Käppchen und begleitete den Scheidenden bis zur Thür und durch dieselbe hinaus. Im Vorgange fiel er vor dem Kaiser auf die Knie.

„Euere Majestät!“ flehte er mit gerungenen Händen, „ich bitte um Gnade, daß ich die Ehrerbietung, die ich meinem allergnädigsten Kaiser schuldig bin, drinnen nicht geleistet habe. Allein, ich bin das meinem Ansehen als Lehrer schuldig. Wenn die Kinder sehen, daß ich — und wäre es selbst vor dem Kaiser — ein demüthiger Knecht bin, dann ist ein großer Theil meines Ansehens weg. Ich bitte um Gnade und Verzeihung!“

Jetzt beugte sich Kaiser Josef, hob den alten Mann vom Boden auf und sagte: „Lieber Freund, ich verstehe Sie. Ihre Würde als Lehrer ist vor den Kindern so groß, wie die meine

als Kaiser vor den Unterthanen. Sie sind ein tüchtiger Schulmann. Wünschen Sie nicht einen besseren Posten?"

„Euere Majestät," entgegnete der Greis und hatte noch immer die Hände auf der Brust. „Jeder Schulmeister wünscht einen besseren Posten. Allein ich bin ein alter Mann und mit meinen Kindern so sehr zusammengewachsen, daß es besser sein wird, wenn ich dableibe. Die Eltern der Kinder, welche Euere Majestät soeben beglückt haben, sind fast alle auch meine Schüler gewesen. Jetzt lebe ich so mit ihnen in Fried und Freundschaft dahin. Unterthänigst dank' ich, aber es wird wohl für mich das Schicksamste sein, wenn ich hier aushalte, bis mir der liebe Gott den besseren Posten giebt, den er uns allen verheißen hat."

Mit Rührung hatte Kaiser Josef den alten Mann verlassen — und (so schloß der Dichter Morre) dieses Beispiel aus der josefinischen Schule ist lehrreich für Lehrer aller Zeiten.

So viel von Karl Morre. Ich wüßte von ihm noch vieles, und die prächtigsten Sachen. Aber der Mann lebt ja noch und könnte sie selber viel besser erzählen — wenn er wollte.







Jakob Schmölzer.

Mit Dankbarkeit erinnern sich die Steirer an ihren Liedercomponisten Jakob Schmölzer. Ich will hier eine drollige Geschichte erzählen, wie es Schmölzer anzugehen pflegte, Volkslieder und Volksweisen habhaft zu werden, um sie dann in seiner Art zu bearbeiten und für Kunstsänger herzurichten. Nöthigenfalls war ihm keine Mühe zu groß, um derlei zu suchen und zu sammeln, da wanderte er in die fernsten Gräben, stieg auf die Berge, schlug sich in die Wälder, kletterte zu Almen empor; seinem Ohr entging es nicht, wenn irgendwo ein Jungbrunnen rauschte, und er eilte, um daraus zu schöpfen. Und wenn der Brunnen sogar einmal in seinem eigenen Hause sprudelte, war ihm das um so lieber.

Ich spreche aus persönlicher Erfahrung und muß in die Zeit meines Handwerkerlebens zurückgreifen.

Vor neunundzwanzig Jahren war's, an einem stillen Sommerabende. Mein Meister steckte die Nadel ins Kissen und sprach: „Lassen wir's gut sein für heut' und grüßen wir unsere liebe Frau. In der Kirche thun sie gerade Ave Maria läuten.“

Also legte auch ich Loden und Nadel hin, wir falteten die Hände und beteten stille: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft —"

Da ging die Thür auf, ein fremder Mensch trat in die dämmerige Stube und fragte: „Sind da die Schneider?"

Wir unterbrachen das Gebet nicht und gaben keine Antwort. Als die Andacht vorüber war, fragte mein Meister: „Wer ist's denn? Und was will Er denn von uns?"

„Für den jungen Schneider habe ich eine Botschaft," sagte der fremde Mensch, welcher ein Knecht des Bürscherwirthes aus Krieglach war. „Der junge Schneider soll an einem nächsten Sonntage nach Kindberg gehen und ins Schloß kommen."

„Ins Schloß? Ja warum denn?" fragte ich erschrocken, denn so viel ich von Anderen wußte, war es nie ein gutes Zeichen, wenn der Bauersmensch ins Schloß gerufen wird. Wir hatten die Zeiten der Hörigkeit noch nicht weit hinter uns. Ins Schloß — hinters Schloß! Doch wußte ich mich nicht schuldig, ich war weder ein Raufbold, noch ein Wildschütze, noch ein Nachtschwärmer, ich hatte Niemandem die Ehre abgeschnitten, und solcher Sünden wegen, deren ich mich schuldig wußte, wird Niemand eingesperrt.

„Kennst Du Jemand im Schloß zu Kindberg?" fragte mich mein Meister.

„Keinen Menschen und keinen Ziegelstein, ich bin noch niemals dort gewesen."

„Nachher möchte ich an Deiner Stelle dem Schloßherrn was pfeifen," meinte der Meister.

„Das könnt' gefährlich sein," war mein Bedenken, „muß verklagt worden sein, oder so etwas. Ich fürchte nur eins."

„Was fürchtest Du?" fragte der Meister.

„Daß ich dichten thu', wird aufgekommen sein, und ich werde dafür Steuer zahlen müssen."

„Habe ich nicht immer gesagt, Deine dummen Reime bringen Dich noch ins Unglück!" rief der Meister.

„In Gottes Namen!" seufzte ich. „Werden es ja sehen, was mir geschieht."

„Da wäre ich schon selber begierig," meinte der Meister. „Kannst gleich morgen gehen, wenn Du Lust hast."

Und am nächsten Tage auf dem Kirchplatze ward es mir neuerdings hinterbracht. Ich solle nur die Füße ausgreifen lassen nach Kindberg hin, bedeutete mir ein Bekannter, und auch den Kopf mitnehmen.

Den Kopf? Meinen Kopf wollen sie? Nein, tröstete ich mich, einem Schneidergesellen kann nichts geschehen, es müßte denn sein, daß er bösartige Verse machte und bisweilen auf die Herren stichelte. — Ganz fühlte ich mich also nicht rein von Schuld, doch rief ich die Schneidercourage an und machte mich auf den zwei Stunden langen Weg nach Kindberg.

Das stattliche Schloß liegt auf der Anhöhe und leuchtet weit hinaus ins Thal. Ich stieg hinan und stand am Einfahrtsthore und im Hofe auf dem Steinpflaster eine Weile so unsicher und so unschlüssig umher, bis ein Vogt oder dergleichen kam und mich fragte, was ich wollte.

Nun war das hübsch. Ich wollte nichts, aber von mir wollte man etwas, nur wußte ich nicht was und wer. Mehrere Leute kamen zusammen und riethen so eine Weile hin und her, bis es plötzlich einer alten Frau einfiel: „Das ist gewiß der Schneidergeselle, den sich der Herr Verwalter bestellt hat. Ein Wunderschneider, der allerhand Liedln machen kann. Kann Er das?"

„Wegen ein paar Liedeln werde ich noch nicht betteln gehen,“ war meine Antwort, „die mach' ich mir schon selber.“

„Er ist es!“ rief die Alte und führte mich eine schmale Treppe hinauf in das Gebäude.

Ein großes Zimmer mit vielen Gemälden, Notenheften und mit einem Klimperkasten. Ein stattlicher Mann mit grauem grünausgeschlagenen Steireranzug. Das Haupt etwas vorgeneigt, von der Stirne waren die langen, schon schimmeligen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten einäugigen Gesichte ein buschiger grauer Schnurrbart.

Das war der Verwalter des Schlosses Oberkindberg, der steirische Liedercomponist Jakob Schmölzer. Ich erkannte ihn sogleich nach dem Bilde, das beim Wirthe zu Krieglach hing, wo oftmals Schmölzer's Lieder gesungen wurden. Ich wunderte mich darüber, daß berühmte Männer, die schon in Stahlstichen an der Wand hängen, zu gleicher Zeit auch lebendig wie andere Menschen auf den Füßen stehen können.

Schmölzer trat auf mich zu, und als er erfahren, daß es der schöngeistige Schneider aus dem Gebirge sei, der vor ihm stand, schüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand.

„Recht schön, daß Sie gekommen sind. Nicht wahr, solche Bilder giebt es bei Ihnen in Alpel nicht?“ Das sagte er, weil meine Augen an den Wänden umherglotzten und die Gemälde und ihre schweren Goldrahmen anstarrten.

„Ist es wahr, daß Sie Gedichte machen?“ fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns auf Stühle gesetzt hatten.

„Ja — manchmal,“ antwortete ich verschämt.

„Da wissen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, so Gesangeln, wie sie die Burschen den Dirndln vorsingen, oder die Dirndln den Burschen, oder die Bäuerinnen beim Spinnen,

oder bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und zu verschiedenen Festen. Wissen Sie solche?"

„Das schon!" war meine Antwort.

„Auch Schelmenstückeln, vierzeilige, die recht hübsche Weisen haben?"

„O ja," sagte ich.

„Ei bitte," sprach der Herr Verwalter, „singen Sie mir etliche vor!"

Ich blickte ihm lange ins Gesicht. Doch seltsam, daß ein Verwalter bittweise kommt! Und antwortete endlich: „Der Herr wird beim Unrechten sein. Der Schneider Louis zu Fischbach kann schön singen. Ich kann halt nicht."

So möchte ich ihm die Liedlein wenigstens vorsagen, wenn ich so gut wäre!

„So gut bin ich gerne," war mein Bescheid.

„Na freilich," lachte er, und hierauf hub ich an zu sagen und er zu schreiben. Aber es ging armselig mit dem Dictiren; man weiß es ja, bei solchen Liedern fällt Einem der Text nur ein, wenn man ihn singt. Ich mußte, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen, und das konnte ich ohne Stimmmittel nicht.

„Vielleicht haben Sie bei Ihrem Schulmeister ein wenig Orgelspielen gelernt," meinte Schmölzer und schlug den Klimperkasten auf, „versuchen Sie es hier, mir einige einfache Volksweisen mitzutheilen."

Halb zu Tode schämte ich mich, denn ich hatte gar nichts gelernt von Musik, als Ohren aufmachen und zuhören, wenn Andere musicirten. Ich gestand ihm das und er entgegnete mir auf die Achsel klopfend: „Junger Freund, zuhören können, das ist auch etwas. Wer gut zuhört, ist ein besserer Musikant als wer schlecht spielt. — Ei, der tausend, ich habe

ja ganz darauf vergessen, daß Sie durstig sein werden nach dem weiten Wege!" Ein Glas Bier ließ er mir auftischen. Und als ich mich gelabt hatte, versuchten wir es noch einmal mit den Liedern. Um den Text zu finden, wisperte ich so ein wenig die Melodie vor mich hin.

„Was, Sie können pfeifen?" rief Schmölzer, „das ist ja prächtig! So pfeifen Sie mir die Weisen vor."

„Pfeifen ist keine Kunst," meinte ich, „aber —"

„Nun?"

„Ich muß zu viel lachen dabei und da geht der Schnabel auseinander."

„Sie müssen noch ein Glas Bier trinken," rieth er und schenkte ein. Und mit solchen Kunststücken brachte er es richtig so weit, daß ich anhub, allerhand Volksweisen zu pfeifen, ohne daß dabei der Schnabel auseinanderging. Er ließ die Sachen sich wiederholen und schrieb die Volksweisen in Noten auf Papier, daß sie der Wind nicht vertragen konnte. Endlich hub ich, muthig geworden, gar an zu singen, denn singen kann endlich Jedermann, wenn gesungen — gesungen ist. Ich sang Lied um Lied, wie sie von meiner Mutter, von meinem Lehrmeister, von Liebesleuten und frommen Christen gehört worden waren, und Schmölzer schrieb mit flinker Hand die Zeichen auf.

Als ich mich nach einer guten Weile ausgepfiffen und ausgesungen hatte, setzte er sich zum Klimperkasten und sagte: „Nun wollen wir einmal sehen."

Zu sehen gab's nun zwar nichts, umsomehr aber zu hören. Entzückt über die Maßen war ich, als meine einfältigen Bauernweisen in herrlichen Klängen zu mir zurückkamen.

Schmölzer selbst schien hochbefriedigt zu sein. Als er die Lieder wiederholt und in verschiedenen Arten gespielt hatte,

stand er auf und sagte: „Nun, mein Lieber, haben wir zusammen etwas gemacht. Manchen Holzhauer und Almer, manche Sennerin fange ich, wie ich Sie heute gefangen, und wenn die Herzen sonst nicht klingen wollen, so stoße ich mit einem Wein- oder Bierglase an dieselben und sie klingen sicherlich. Also pflege ich die Volksweisen zu sammeln, aufzumerken, und dann in der Welt zu verbreiten. Sie werden diese Lieder bald von Ihrem Krieglacher Gesangvereine hören. Horchen Sie nur recht wacker umher bei den Bauern und wenn Sie wieder einen Buckelkorb voll neuer, oder vielmehr alter Volksweisen haben, dann kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben."

Bald darauf verabschiedete ich mich von ihm und unterwegs mag ich wohl viel den Kopf geschüttelt haben über meine merkwürdige Sendung.

Nach Hause gekommen, wurde ich von allen Seiten befragt, was es denn gegeben habe auf dem Kindberger Schlosse? Ich machte mich wichtig und sprach: „Ja, Leute, das ist noch nicht dagewesen. Dem Herrn Verwalter habe ich was gepfiffen!"

Also machte ich die Bekanntschaft mit dem Liedercomponisten Jakob Schmölzer. Wir haben später die Unterhaltung mit dem Pfeifen und Singen oft wiederholt, und also war es mir gegönnt, ein bescheidenes Theilchen beizutragen, um einen Schatz von Sangweisen unserer Steirer zu heben, dem Lande zu erhalten und dem gesammten deutschen Volke zu vermitteln.







Josefine Gallmeyer.

Anfangs December des Jahres 1883 war's, als ich bei einem Besuche, den ich im Hotel „Stadt Triest" zu Graz der Künstlerin machte, von derselben energisch aufgefordert ward, eine ländliche Scene zu schreiben, welche sie und ich bei irgend einer guten Gelegenheit zum Vortrage bringen sollten. Sie hätte allerhand Ideen, meinte sie, „Jesses, wann i schreib'n kunnt!" In dem geplanten Stücklein sollte ich z. B. einen obersteierischen Bauern geben und sie wäre ein Bauernmädel, das nach Wien gegangen, wo sie sich als Dienstmagd eine Weile fortgeschliffen hätte und dann zum Theater gekommen wäre. Als Komödiantin hätte sie allerlei getrieben, aber wie ihre Schönheit nachgelassen, sei es auch aus gewesen mit ihrem Erfolge. Da habe sie die Welt verdrossen und sie sei wieder zurückgegangen in ihre Heimat. „Das Weltleben g'freut's nit mehr, sie will in der stillen Natur Frieden haben."

Der Stoff lag mir, ich schrieb das Stückchen „Komödianten"*) und unbewußt damit eine Art Epilog auf das Leben dieser merkwürdigen Schauspielerin.

---

*) Enthalten in „Stoansteirisch" I. Graz, Leykam.

Daß wir es nach ihrer Absicht gemeinsam zum Vortrage brachten, dazu kam es nicht, ich hatte nicht den Muth, mich mit der Gallmeyer hören zu lassen.

Mitte Januar 1884 ging Josefine Gallmeyer nach Wien „auf eine Gastrolle", wie sie sagte; denn seit man ihr in Wien das Alter zum Vorwurf zu machen begann, fühlte sie sich dort nicht mehr daheim. Die Großstadt ist diesem Genius überhaupt niemals vollkommen gerecht geworden. Man ließ sich nur von der Soubrette Gallmeyer entzücken, dieser Soubrette zulieb schrieb man Possen, Operetten u. dgl.; eine flache Kritik behauptete länger als zwanzig Jahre jeden Tag mit den gleichen Phrasen, der Hauptreiz, das Genie dieser Schauspielerin liege in ihrer Ungebundenheit auf der Bühne, in ihren lustigen Extempores, in ihrem sprudelnden Uebermuthe u. s. w., ihre höchste Vollendung finde sie in der Burleske. Und so war sie in den engen, undankbaren Kreis der Localkomikerin gebannt, und ihr Temperament, ihre Routine und Keckheit zusammen gab das, was man unter der „feschen Pepi" verstand.

Allerdings die kleinen Scenen und Charakterskizzen, die sie mit den berühmten Gallmeyer-Couplets in allen ihren Rollen so gerne zum Besten gab, brachte sie mit einer Kunst und Wahrheit zur Darstellung, wie es vor ihr Keine gekonnt und nach ihr Keine können wird. Unübertrefflich auch war ihre Satire, mit der sie die Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Zeitgenossen von der Bühne herab geißelte.

Aber einer Künstlernatur, die sie war, ist das nicht genug. Gallmeyer machte kein Hehl daraus, daß sie es der Presse und dem Publicum lange Zeit selbst geglaubt habe, ihr Künstlerthum liege in der Ungenirtheit und dem rücksichtslosen Hervorkehren ihrer Launen, und sie gefiel sich darin

und wurde manierirt. Als aber endlich eine Zeit kam, wo ihr unsere Operettentexte so sehr zum Greuel wurden, daß sie — wie sie einmal äußerte — die Worte gar nicht mehr aussprechen mochte, wo sie sich mit gehaltvolleren Stücken, besonders mit Anzengruber'schen Rollen bekannt machen wollte, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß sie keinen Charakter künstlerisch ausführen könne, und in der inneren Trostlosigkeit darüber soll sie ihren bisherigen Lehrmeistern, dem Vorstadttheaterpublicum und den Journalisten, wenig schmeichelhafte Benennungen gegeben haben.

Dann ging's an ernsteres Studium, und nun erst offenbarte sich ihr Genius in seiner vollen Größe. Aber der Großstadt gefiel das nicht, die wollte von ihr nichts sehen als nur die Gallmeyer, und alle Rollen, die für sie geschrieben wurden, stellten die Gallmeyer dar — die fesche, kecke, lustig-leichtsinnige, goldherzige Pepi.. Trotzdem arbeitete sie rastlos daran, als Künstlerin ihre Person abzustreifen und sich in fremde Charaktere hineinzuleben. Es gelang ihr glänzend, aber damit war ihr Wirkungskreis — die Provinz geworden.

Seit ihrer Rückkehr aus Amerika, wo hinüber sie Geldnoth gehetzt hatte, lebte sie die meiste Zeit in Graz.

Den Grazern wird Josefine Gallmeyer besonders unvergeßlich sein als Rosel („Verschwender"), als Frau Meier („Familie Schneck"), als Liesel („Trutzige"), als Josefa („Kreuzelschreiber") und als Horlacherlies („G'wissenswurm"). Kaum jemals soll sie so urfrisch gespielt haben als in ihren letzten Monaten; so behaupteten Leute, die sie seit zwanzig Jahren gekannt. Dabei war ihr Spiel einheitlicher und maßvoller geworden, ihr Uebermuth war gemüthlicher, ihr Humor innerlicher; ihre Heiterkeit war weniger sarkastisch, aber mehr herzerquickend, und die Ge-

müthstöne, die sie anschlug, drangen uns tief in die Seele. — Das wäre der rechte Weg gewesen zur höchsten Potenzirung ihres Talentes und auch der rechte Weg zu ihrer Aussöhnung mit der Welt, mit der sie zerfallen zu sein schien. Wer die Gallmeyer als Horlacherlies gesehen hat, der pflichtet mir bei, wenn ich sage, daß die Darstellung dieses naiven, lebfrischen, herzigen Bauernmädchens nicht vollendeter denkbar ist, als sie uns diese Künstlerin gebracht. Da ist Alles Jugend, Leben und Lust, mit den scheinbar einfachsten Mitteln wird unser Herz hingerissen zum Jubel über das schöne Leben, zum Mitleid mit dem unter Gewissenslasten wimmernden Bauer, und der Aufschrei, mit dem sie dem wiedergefundenen Vater um den Hals fällt: „Also Du hast mir's Leben 'geben! Na, vergelt's Gott! Es g'fallt mir recht gut auf der Welt!" wird wohl Jedem, der ihn von der Gallmeyer gehört, im Gedächtniß bleiben. Man vergaß, daß man im Theater saß, man glaubte ihr — sie spielte nicht, sie lebte die Rolle.

Einmal sagte sie mir, ihre besten Rollen — die wirklichen Charakterrollen — spiele sie nur für die Galerien. Die Herrschaften im Parterre und in den Logen säßen hierbei auf ihren Händen, damit sie nicht applaudiren müßten. Dieser feinen Leute Beifall sei nur zu haben, wenn sie ein keckes Extempore mache, oder ihre Augen recht auf sie hinauskugeln ließe, oder vollends, wenn sie ein Bein etwas höher hebe als nöthig.

In den Provinzialstädten reicht das wirklich kunstsinnige Publicum — ich meine jenes naive, gemüthswarme, das nicht der Schauspieler, sondern der Schauspiele wegen ins Theater geht — noch bis tief ins Parterre herab. Wir Grazer haben die Gallmeyer angesehen für das, was sie war, für eine

gottbegnadete Künstlerin, und dafür war sie uns dankbar wie ein gutes Kind. Als man hier d'ranging, zur Verschönerung des reizenden Stadtparks eine von einem heimischen Bildhauer geschaffene Statue aufzustellen, bot sie zur Beschaffung der nöthigen Summe ihre Mitwirkung an und wollte zu diesem Zwecke einen großen Theaterabend veranstalten. „Ich möchte den lieben Grazern zeigen, wie gern ich sie habe," sagte sie, „ich möchte ihnen ein Andenken von mir hinterlassen." Zu diesem Theaterabend kam es nicht mehr. Als Josefine Gallmeyer, wie bemerkt, damals, Mitte Januar, nach Wien „auf ein Gastspiel" ging, hat sie ihr liebes Graz für immer verlassen.

Die Wiener Bühne verhielt sich ihr gegenüber eigenthümlich reservirt; ihre ganze „Gastrolle" in Wien bestand in einer Vorlesung im Vereine der Literaturfreunde und — in ihrem Leichenbegängnisse. Als letztes Stück bei der Vorlesung las sie die nach ihren Ideen von mir verfaßte ländliche Idylle „Komödianten" — wie das Mädchen aus dem Volke „weltsatt zur Natur zurückkehrt".

Am übernächsten Tage warf sie ein schweres Leiden aufs Sterbebett, auf welchem Josefine Gallmeyer — die Therese Krones unserer Zeit — am 3. Februar 1884 ihr reiches Leben beschloß. — Im Angesichte des Todes sang sie mit leiser Stimme eines ihrer Bühnenliedchen:

„Mei Büaberl, da bin i,
Da hast mi, hiaz nimm mi!"

*
* *

Zur letzten Erinnerung an diese Künstlerin, der die Nachwelt keine Kränze flicht, noch folgende gesammelte Berichte:

Josefine Gallmeyer erblickte am 17. Februar 1838 in Leipzig das Licht der Welt und bald auch das Licht der Lampen, da ihre Mutter, die Schauspielerin Tomaselli, die kleine Josefine schon wenige Wochen nach ihrer Geburt hinter die Coulissen brachte. Gerne erzählte sie von der „strengen Erziehung", die sie genossen, und daß ihr schon in früher Jugend der Abscheu vor Lüge und Heuchelei beigebracht worden. Später stets in Kreisen solcher Laster lebend, sei sie vielleicht nach der anderen Seite hin extrem geworden — meinte sie selbst — und habe in ihrer Geradheit oft gesagt und gethan, was der Welt nicht gefiel. — Die ersten Jahre ihrer schauspielerischen Laufbahn verlebte sie zumeist in Ungarn. 1857 begab sie sich über Budapest zum erstenmale nach Wien, wo sie unter Nestroy am Carltheater engagirt wurde. Nestroy entließ sie wegen ihrer Häßlichkeit. Sie verließ die Residenz und wendete sich nach Temesvar, wo sie bei Strampfer, der dort die Direction führte, ein Engagement fand.

Als Strampfer im Jahre 1862 die Direction des Theaters an der Wien übernahm, berief er Josefine Gallmeyer nach Wien. In ihrer ersten Rolle fiel sie ab. Ende September ging die Pohl'sche Posse „Der Goldonkel" zum erstenmale in Scene. Die Gallmeyer spielte die weibliche Hauptrolle, welche ein Couplet „Die vier Jahreszeiten" enthielt, in dem sie ihre Begabung zeigen konnte. Von da begann ihre eigentliche künstlerische Thätigkeit in Wien.

Zur Charakterisirung dieser merkwürdigen Wesenheit seien hier von den unzähligen Gallmeyeriaden einige angeführt.

Eines Tages erzählte sie, wie der Hang zu Excentricitäten in ihr künstlich geweckt wurde. „Bald nachdem ich in

Wien den ersten großen Erfolg hatte, las ich in einer Zeitung eine ganze Räubergeschichte über mich. Ich soll mir in einem Chambre séparée einen Rauſch angetrunken und dann auf der Gassen mit ein' Fiaker und ein' Wachmann einen Scandal ang'fangen haben. Versuchte Arretirung, großer Auflauf, 's Volk befreit mich und führt mich im Triumph nach Haus. Die G'schicht' hat kolossales Aufsehen g'macht, zwei Tag' hat man in Wien von nix Anderem g'redt. Natürlich war das Ganze derlogen. Ich stürz' mit Thränen in den Augen in d' Kanzlei vom Strampfer, hau alles z'samm', verlang' Berichtigung, Klage ꝛc., sonst geh' ich in die Donau! Strampfer hat nix dergleichen than und sagt ruhig: „Das ist Reclame, mein Kind, Reclame!" Wie ich nachträglich erfahren hab', hat der Strampfer die ganze — Reclame selber angezettelt." Seit jener Zeit kamen die Gallmeyer-Anekdoten in die Mode. Dreimal beschäftigte sich die Theaterwelt mit den Heiratsgeschichten der Gallmeyer. Das erstemal verheiratete sie sich in Budapest mit einem alten unbedeutenden Schauspieler Namens Kern. Es war das eine Ehe auf Kündigung. Die Gallmeyer brauchte auf ein paar Tage einen Mann, um nämlich auf Grund eines Ehevertrages einen sonst unkündbaren Contract lösen zu können. Zwei Tage nach der Trauung wurde die Scheidung eingeleitet. Ein zweitesmal verlobte sich die Pepi mit dem Schauspieler Tewele, und zwar unter ganz seltsamen Umständen. An dem Weihnachtsabend 1871 war eine lustige Gesellschaft im „Hotel Lamm" beisammen. Die Gallmeyer, Tewele, Anton Langer u. A. befanden sich unter den Anwesenden. Tewele machte der Künstlerin in seinem Uebermuthe auf Tod und Leben den Hof, die Pepi that so, als ob sie darauf einginge. Schließlich erhob sich Langer gerührt und sagte: „Kinder, Ihr seid ein schönes

Paarl, liebet Euch und seid glücklich miteinander!" Man stieß mit den Gläsern an und Tags darauf erhielten sämmtliche Freunde und Bekannte die gedruckte Verlobungsanzeige. Kurz darauf wurde selbstverständlich die Verlobung rückgängig gemacht. Die dritte Heiratsaffaire war ernsterer Art. Im Jahre 1876 heiratete die Künstlerin den Hamburger Schauspieler Siegmann. Es war eine zweijährige Ehe.

Zweimal hat die Gallmeyer schlecht speculirt. Das einemal, als sie das Theater unter den Tuchlauben in Wien übernahm, das anderemal, als sie eine Kunstreise nach Amerika antrat. — Aber mehr noch kostete ihr der verschwenderische Wohlthätigkeitssinn, der sie für die alten Tage ins Armenhaus gebracht haben würde.

Die Pepi war der Schrecken der Theaterdirectoren. Ihr bekanntester Handstreich war die Ohrfeige, die sie ihrem Director Strampfer applicirte. Es handelte sich damals um die durch den Director angeordnete Ersetzung einer Flasche Bühnen-Champagner durch gewöhnlichen Tischwein. Strampfer ließ sich den Schlag ruhig gefallen und murmelte etwas von Reclame. Eine zweite Ohrfeige empfing ein Komiker in Budapest, die dritte ihre Gesellschafterin in New-York; die letztere kostete der Pepi hundert Dollars Strafe.

In den letzten Jahren war sie viel ruhiger und in der allerletzten Zeit bemächtigte sich ihrer eine Weltmüdigkeit und Weltverachtung, welche manchmal an die letzte Zeit Swift's gemahnten. Einen kleinen Pintsch hatte sie, den nannte sie ihr braves Hunderl, wenn er sich anständig aufführte, pflegte ihn aber mit dem Ausrufe: „Du Mensch, Du!" zu strafen, wenn er unartig war.

Gallmeyer hatte, wie alle Künstlernaturen mehr oder weniger ein religiöses Gemüth; in der Wallfahrtskirche

zu Mariazell findet sich mehr als eine Opfergabe von der lustigen Soubrette. Unter Anderem auch im Rahmen ein vierblättriges Kleeblatt, zwischen dessen Blättern in Photographie die schalkhaften Rundaugen der „Pepi“ hervorlugen. Eines Tages lernte sie mit der Schauspielerin Müller in Graz eine lustig-tolle Possenrolle. Es ward viel dabei gelacht und Uebermuth getrieben; plötzlich sprang die Gallmeyer auf, eilte ans Fenster, schaute eine Weile still hinaus, wandte sich um und rief scharf: „Müller! Sagen Sie mir einmal, aber sagen Sie mir's aufrichtig! Glauben Sie an ein Wiedersehen jenseits?“

Die verblüffte Collegin konnte erst nach einer Weile antworten: „Ich für meinen Theil — gewiß.“

„Also kann man, wenn man halt doch einmal vor wem die Augen niederschlagen muß, kann man was abbüßen auf der Welt? So mit Wohlthun — nit?“

„Wohlthun und Wohlthun ist zweierlei,“ sagte die Müller, „ob ich's aus Liebe zum Armen thue oder aus Launenhaftigkeit und vielleicht aus Furcht vor dem Gericht Gottes! Es ist zweierlei!“

„Gut ist's und jetzt wollen wir wieder Komödie spielen.“

Ein merkwürdiges Gespräch zweier Schauspielerinnen, aber es ist verbürgt.

Am liebsten war sie mitten im Volke.

Im Spätherbste ihres letzten Lebensjahres machte sie eines Tages von Graz aus in Begleitung von Freunden einen Ausflug nach dem lieblich gelegenen Gösting. Im Wirthshause daselbst war eine fröhliche Gesellschaft von Handwerkern. Als diese wahrnahmen, wer draußen im Garten angekommen war, schickten sie eine Karte hinaus mit den Worten: „Der feschen

Pepi ein steirisches Hoch!" Sofort zog sich die Gallmeyer mit ihrer Begleitung in die Wirthsstube, ließ Wein auftragen und hob mit den Handwerkern an, lustige Volkslieder zu singen und zu jodeln. Plötzlich brach sie ab und sagte: „Meine Herrschaften! aufs Jahr um die Zeit secht's mich nimmer!"

In einem Testamente hatte die Künstlerin verordnet, daß sie ohne Ehren und jeglichen Schmuck, arm wie eine Bettlerin, begraben werden wollte in der stillen Morgenfrühe. Es war ein bescheidener Wunsch! Sie wollte nicht auch noch ihr Leichenbegängniß für die Menge zu einer Komödie machen; und jenen Massen, die für all derlei wohlfeile Trauerbelustigungen immer zu haben sind, wäre der Spaß diesmal verdorben gewesen, wenn die „Testamentsvollstrecker" den letzten Willen der Künstlerin hätten respectiren mögen. Aber sie mochten fühlen, daß hier Einiges gut zu machen sei und gaben Gelegenheit, die todte Gallmeyer mit Ehren zu überhäufen, die der lebenden in den letzten Jahren vorenthalten worden. Die Bahn des Ruhmes, wer ihr vertraut, sie führt zur inneren Unzufriedenheit; verblaßt der Ruhm, und sei's auch nur scheinbar, dann ist die Verzweiflung an den Menschen und ihrer Dankbarkeit da. „Die Gallmeyer hat sich überlebt," konnte man hören. Ja, wenn sie sich doch wenigstens so lange überlebt hätte, daß sie ihre Nachrufe lesen, ihr eigenes Leichenbegängniß sehen hätte können, sie würde mit dem Bewußtsein heimgegangen sein, daß sie Vielen viel werth gewesen.

Die Gallmeyer hatte den Wienern auch noch im Tode einen anmuthigen Dienst erwiesen. Es waren die Mordwochen, und die Journale der Residenz überboten sich Tag für Tag in der Schilderung und Ausmalung der blutigen

Greuel, die sich zutrugen, so daß die Erregung des Volkes eine geradezu unheimliche wurde. Eines der Localjournale soll sogar mit der Idee umgegangen sein, die Raub- und Mordberichte mit blutigen Lettern drucken zu lassen. Da starb die Gallmeyer. Die Schauerberichte waren wie abgeschnitten, und an ihrer Stelle reigten den Todtentanz die lustigsten Anekdoten allerart aus dem Leben der „feschen Pepi". Heiter war's wieder — die Gallmeyer war wieder da!

Ich habe diese interessante Frau wenige Wochen vor ihrem Tode — eben in Graz — persönlich kennen gelernt. Nach dem, was man von der Gallmeyer in Umlauf hielt, hatte ich vor dem Besuch bei ihr eine gewisse Angst, die jedoch ganz ungerechtfertigt war. Ich fand an ihr eine gemüthlich-heitere Dame, artig, ohne viel Umstände zu machen, hie und da ein wenig in Hyperbeln sprechend, stets warm bei der Sache, von der gesprochen wurde, gerne aus ihrem Leben erzählend, bei den lustigen Stellen mit übermüthiger Heiterkeit, bei den traurigen mit hellen Thränen in den Augen, d'runter durch in Ton und Geberde gerne ein wenig Komödie spielend. Eher spiele sie im Privatverkehr mit Menschen ein bißchen Komödie, sagte sie mir einmal, als auf der Bühne, wo es stets ihr Ernst sei. Ich gestehe, daß mich anfangs ihre künstlichen rothen Haare stark genirten, die Einem fast die Freude an ihren herrlichen Augen vergällen konnten. Uebrigens erschienen mir diese berühmten Gallmeyer-Augen lange nicht so groß und feurig wie auf der Bühne; sie hatten etwas seltsam Mildes, um nicht zu sagen Müdes; sie waren eben schon im Erlöschen.

Ihr Haupt war trotzdem auch damals noch stets voll von Plänen für neue dramatische Scenen, Stücke, ja sogar für Novellen und Gedichte, und so fand ich diese

Künstlerin stets anregend und fort und fort mit vollen Händen Gaben ausstreuend von dem Schatze ihrer reichen Individualität.

Etliche Tage vor Weihnachten kam ich bei ihr zurecht, wie sie zahlreiche Packete und Schachteln transportiren ließ hinaus aufs Land, zur Christgabe für Kinder armer Familien in Krain, von denen sie durch ihre alte Collegin, der Grazer Schauspielerin Frau Müller, vernommen, und für Bauernfamilien im Salzkammergute, die sie auf ihrer Sommerfrische kennen gelernt hatte. Und einige Tage nach Weihnachten war sie in der Lage, ihren Besuchern mit Freude und Rührung die Geschenke zu zeigen, die sie von ihren Salzburger Bauersleuten erhalten. „Sehen Sie, das ist mein diesjähriges Weihnachtsgeschenk," sagte sie. Es war eitel Sterbegeräthe: ein altes, bleiernes Weihbrunngefäßchen, ein stark verbogenes Crucifixlein vom gleichen Materiale und wohl auch ein Fichtenzweig und Aepflein von dem durch sie gestifteten Christbaum in der Bauernhütte. Dieses Weihwassergefäß und dieses Crucifix waren wohl eine der letzten Gaben, wenn nicht die allerletzte, so der einst mit den prunkvollsten und wunderlichsten Spenden überhäuften Schauspielerin geworden.

Ihre schauspielerische Laufbahn hat Josefine Gallmeyer auf der Grazer Bühne abgeschlossen, wie 26 Jahre früher Nestroy. Am 13. Januar 1884 spielte sie im Stadttheater im „Verschwender" die Rosel. Es war ihre letzte Rolle, ihr letzter Theaterabend.

Das der leben- und witzsprühenden Künstlerin zujubelnde Publicum hatte keine Ahnung von den Qualen, die ihr die schon wüthende Krankheit verursachte, keine Ahnung, daß diese jugendliche „fesche Pepi" voll ungezügelter Lustigkeit bei sich sehr gut wußte, sie hätte nur kurze Zeit mehr zu leben.

„Da setzt der Tod den Hobel an und hobelt alles gleich!“ sang Valentin.

Ein paar Wochen nach jenem stürmischen Beifallsgebrause im „Verschwender“ zu Graz wehten von den Zinnen der Schauspielhäuser die Trauerfahnen um Josefine Gallmeyer.

